
PAZIFIK- INFORMATIONSTELLE

Hauptstraße 2
8806 Neuendettelsau
F. R. Germany



Dossier Nr. 22

Das Flüchtlingslager im Regenwald Papua-Neuguineas

Bericht über die aus Irian Jaya (West-Papua) in das East Awin-Flüchtlingslager in
Papua-Neuguinea geflohenen Ureinwohner

Autor: Norbert Suchanek

Datum: März 1993



Inhalt

Einleitung 2

1. Teil: Zusammenfassung

Historisches und Geographisches 3

Ort 4

Das Lager und die Menschen 4

Die Versorgung 6

Religion und Hilfsorganisationen 7

2. Teil: Beschreibungen und Gespräche

Ankunft in Kiunga 9

Gespräche 11

Ausflug mit Nevell 21

Weitere Gespräche 23

3. Teil: Schlußbemerkung und Dokumente

Subjektive Schlußbemerkung 30

(Anmerkung der Redaktion) 31

Einleitung

"Wo wir dem brennenden Inferno entkamen, flüchteten wir in die Wälder und ließen uns oft Monate in den offenen Tälern nicht mehr sehen, viele von uns sind aus dem anderen Teil unserer Insel nicht mehr zurückgekehrt."

Ein West-Papua vom Volk der Dani aus dem Baliem-Tal

Weil es mir schwer fiel die Gedanken zu ordnen und einen Anfang für meinen Bericht zu finden, blätterte ich im Buch "Kinder der Steinzeit?" von Mathieu Debout. Ich entdeckte dieses Zitat eines Papuas vom Volk der oft auch als "Steinzeitmenschen" titulierten Dani. Das Zitat beschreibt eine Militäraktion im Jahre 1977, als indonesische Soldaten die Hütten der Dani im Baliem-Tal des Hochlandes von Wamena mit Napalm bombardierten. Nach offiziellen Berichten von Amnesty International wurden dabei mehr als 5000 Papuas getötet. Etwa 1500 Menschen flohen nach Papua-Neuguinea.

"Steinzeitmenschen, die mit Napal bombardiert werden?"

Das Baliem-Tal im Hochland von Wamena zählt heute zu den von Touristen meist besuchten Regionen Irian Jayas, wo der Abenteuerreisende noch das laut Reisekatalog *"letzte Paradies"* oder das *"größte und noch intakte naturkundliche Museum dieser Erde"* finden könne.

Bei meinem Besuch des Flüchtlingscamps von East Awin traf ich diejenigen, die die Indonesien-Touristen nicht mehr in Irian Jaya "entdecken" können. Ich traf diejenigen, die nicht mehr zurückgekehrt sind.

Norbert Suchanek, im Januar 1993

1. Teil: Zusammenfassung

Geographisches und Historisches

Mit einer Gesamtfläche von rund 900 000 Quadratkilometern ist Neuguinea die größte tropischen Insel der Erde. Die einheimischen Bevölkerung zählt etwa fünf Millionen Menschen, die aufgesplittet in rund 1000 unterschiedliche Völker und Clans seit Jahrtausenden mit und in den Regenwäldern, Savannen, Sümpfen, Bergen und Hochtälern Neuguineas leben.

Geographisch gesehen gehört Neuguinea oder Papua nicht zu Südostasien, sondern zu Australien. Die Kultur läßt sich dem melanesischen Raum zuordnen. Seit der Kolonialzeit ist die Insel geteilt. Der Westen war Teil des Holländischen Kolonialreiches, der Osten wurde von Großbritannien, Deutschland und Australien kolonisiert. Während der dieser östliche Teil 1975 unter dem Namen Papua-Neuguinea die Unabhängigkeit erlangte, ist der Westen, also West-Papua, seit 1. Mai 1963 eine Provinz Indonesiens und heißt seitdem Irian Jaya.

Über 11.000 Menschen flohen von 1984 bis 86 aus Irian Jaya

Als Folge der indonesischen Fremdherrschaft sowie auch der Konflikte zwischen einheimischer Befreiungsbewegung (kurz OPM genannt) und indonesischem Militär fliehen seitdem immer wieder West-Papuas nach Papua-Neuguinea. Auch 1992 flohen West-Papuas aus ihrer Heimat. Zwischen 1984 und 1986 suchten mindestens 11 000 Flüchtlinge, so die Menschenrechtsorganisation Amnesty International, in Papua-Neuguinea Zuflucht.

Bis 1986 wurden diese Flüchtlinge von der Regierung Papua-Neuguineas lediglich als "Grenzgänger" betrachtet. Sie lebten entlang der 800 Kilometer langen Grenze verstreut in 16 Lagern, die teilweise noch heute existieren. Dann änderte die Regierung ihre Flüchtlingspolitik und richtete 1987 mit Hilfe des Flüchtlingshochkommissars der Vereinten Nationen (UNHCR) das zentrale Flüchtlingslager East Awin ein, über 100 Kilometer von der Grenze entfernt.

Der offizielle Name des Camps lautet: Refugee Relocation Camp Iowara, East Awin.

Ort

East Awin liegt Mitten im Tieflandregenwald der Western Provinz. Die Entfernung zur nächsten Stadt Kiunga beträgt rund 70 Kilometer, 70 Kilometer, die bei gutem Wetter eine halbe Tagesreise bedeuten: zwei Stunden mit dem Motor-Kanu den Fly-River hinauf und dann noch drei Stunden mit dem Allradwagen eine je nach Wetterlage entweder staubige oder schlammige Urwaldpiste entlang. Bei besonders ungünstigem Regenwetter kann es allerdings schon mal vorkommen, daß die Piste trotz Vierrad-Antrieb wochenlang nicht passierbar ist.

Wie überall in Neuguinea ist auch das Land beziehungsweise der Regenwald, in dem die Flüchtlinge von East Awin seit 1987 leben müssen, keine menschenleere Wildnis. Die Region rund um das Camp ist die Heimat und somit auch das Eigentum von mindestens drei verschiedenen Clans, deren Mitglieder von den Flüchtlingen "Locals" oder "Landowner" genannt werden.

Regierung zahlte zu wenig Entschädigung für das Lager

Die Landowner bekamen von der Regierung eine finanzielle Entschädigung für die Nutzung des Waldes als Flüchtlingslager in einer Tiefe von einem Kilometer entlang eines Abschnitts der Urwaldpiste, was einer Gesamtfläche von rund 20.000 Hektar entspricht. Mit der gezahlten Entschädigungshöhe gaben sich die Landowner allerdings niemals wirklich zufrieden.

Der Boden von East Awin ist ein roter, extrem ausgewaschener und damit äußerst nährstoffarmer Lehmboden. Von den Einheimischen wurde der Regenwald deshalb – mit großer Wahrscheinlichkeit – niemals zu etwas anderem genutzt, als zur Jagd nach Wildschweinen, Baumkänguruhs und Vögeln sowie zum Sammeln von Wildhonig und Wildfrüchten. Ihre sogenannten Gärten oder Waldgärten legen die Papuas der Western Provinz normalerweise entlang des Fly-Rivers oder entlang anderer, kleinerer Flüsse an, wo der Boden fruchtbar ist und durch regelmäßige Überschwemmungen auch immer wieder mit frischen Nährstoffen versorgt wird.

Das Lager und die Menschen

Das Flüchtlingslager East Awin selbst besteht aus 17 kleineren Camps mit jeweils rund 200 Flüchtlingen. In Abständen von teilweise mehreren Kilometern sind diese Hüttensiedlungen dem Regenwald entlang der Urwaldpiste abgetrotzt. Ihre Namen lauten Blackwater, Sepik, Japsi, Newkamba, Atkamba, Telefomin, Waterstone, Dome, Wamena I und Wamena II, Jogi, Mambramo, Kungim, Trukbeach, Komokbin, Weski und als letztes Kuyu. Die Namen sind fast alle mit den Orten entlang der Grenze identisch, in denen die Flüchtlinge bis 1987 gelebt

haben.

Von Blackwater, dem ersten, bis Kuyu, dem letzten Camp, beträgt die Entfernung über dreißig Kilometer – ein wichtiger Grund, weshalb kaum Kommunikation zwischen den einzelnen Camps besteht. Ein weiterer Grund, weshalb den Flüchtlingen die Verständigung untereinander schwerfällt, ist ihre Herkunft. In East Awin sind insgesamt 22 verschiedene Völker oder Clans aus ganz unterschiedlichen Regionen West-Papuas zusammengefaßt.

Etwas überspitzt formuliert sind die einzigen Dinge, die die Flüchtlinge in East Awin gemeinsam haben, die Zweitsprache, Malay, sowie die Furcht vor der indonesischen Militärregierung. Das Flüchtlingslager ist wie ein repräsentativer Querschnitt der einheimischen Bevölkerung von Irian Jaya: West-Papuas mit Hochschulausbildung aus der Hauptstadt Jayapura finden sich im Camp genauso wie Leute von den vorgelagerten Inseln oder aus dem erst vor wenigen Jahren missionierten Hochland.

Der einzige Schutz vor Regen und Hitze ist Plastik

Nicht nur durch die unterschiedliche Clan-Zugehörigkeit, sondern auch äußerlich unterscheiden sich die einzelnen Camps. Die Häuser oder besser gesagt Hütten müssen sich die Flüchtlinge nämlich selbst bauen. Und das tun sie, wenn möglich in ihren eigenen, traditionellen Baustilen. So stehen die Hütten zwar alle auf in den Tropen sinnvollen Holzstelzen, doch kann ihr restliches Erscheinungsbild je nach Fertigkeit oder Baustil stark variieren.

Ein Problem ist das Fehlen von dem traditionellen Baumaterial Neuguineas: Sago-Palmen. Aus deren Blättern fertigen viele Papua-Völker vor allem ihre Hausdächer und Hauswände. Ohne Sago müssen sich die Flüchtlinge in East Awin mit ein paar Quadratmetern Plastikplane begnügen, die sie vom Flüchtlingshochkommissar der Vereinten Nationen (UNHCR) bekommen. Bei sorgfältiger, fachmännischer Verarbeitung hält so eine Plane bis zu einem Jahr. Allerdings sind sie manchmal schon nach drei Monaten zerschließen, und eine zweite Plane gibt es – nach Angaben der West-Papuas – in der Regel nicht.

Wenn man berücksichtigt, daß in dieser Region – mit Ausnahme von normalerweise nur sehr kurzen Trockenperioden – mindestens einmal pro Nacht ein heftiger, tropischer Platzregen niedergeht, kann man sich die gesundheitlichen Folgen eines undichten Daches leicht vorstellen.

Die Versorgung

East Awin wurde von der Regierung Papua-Neuguineas eingerichtet, und dementsprechend sind Regierungsbeamte für die Leitung des Camps zuständig. Außerdem versorgt die Regierung im Rahmen der Nationalen Gesundheitsfürsorge die Flüchtlinge auch mit Medizin, während der Flüchtlingshochkommissar der Vereinten Nationen (UNHCR) mit Nahrungsmittellieferungen in Form von Dosenfisch und Reis hilft. Allerdings bekommen nur Neuankömmlige und auch nur während der ersten 15 Monate im Camp die volle Nahrungsmittelhilfe. Bis dahin müssen Flüchtlinge ihre eigenen Waldgärten angelegt haben, um zu überleben.

Der Boden East Awins ist mit der unfruchtbarste von Papua

Da der Boden jedoch für eine normale, traditionelle Landwirtschaft nicht geeignet ist, können sich die West-Papuas nur mit erheblichen Mühen und nur begrenzt mit Nahrung versorgen. Weil ihnen zudem die Jagd – zum Beispiel nach Wildschweinen, Baumkänguruhs oder Vögeln – im umgebenden Regenwald von den Landowners generell verboten ist, leiden viele im Camp an Mangelernährung, genauer gesagt an Proteinmangel. Aus Not halten sich freilich nicht alle Flüchtlinge an das Jagdverbot, was in der Vergangenheit bereits zu gewalttätigen Auseinandersetzungen mit den Locals geführt hat – mindestens einmal sogar mit tödlichem Ausgang.

Neben der Mangelernährung finden sich im Prinzip alle in Papua-Neuguinea vorkommenden Krankheiten auch in East Awin. Vor allem leiden die West-Papuas an Malaria, Durchfall, Lungenentzündung und Tuberkulose. Auch gibt es Fälle von Lepra.

Es fehlen Medikamente und Moskitonetze

Im ganz East Awin gibt es insgesamt sechs Gesundheitsposten (Aid Posts) und eine Krankenstation (Health Center). In den Aid Posts arbeitet jeweils ein Krankenhelfer (APO), der eine Art Grundausbildung in Erste Hilfe und Medizin absolviert hat. Zwei der APOs sind Flüchtlinge, die anderen sind einheimische Helfer oder Helferinnen aus Papua-Neuguinea.

Seit März 1992 leitet die südafrikanische Krankenschwester Cynthia Mkambi die Gesundheitsstation. Sie bekommt für ihre Arbeit lediglich Essen und Unterkunft. Einen Arzt gibt es in East Awin mindestens seit Anfang 1992 nicht mehr. Nach Angaben der Krankenschwester fehlt es besonders an Anti-Malaria-Medikamenten sowie an Moskitonetzen. Das Hospital – es besteht eigentlich nur aus einem großen Krankenzimmer – ist ständig belegt mit Patienten. Todesfälle sind keine

Seltenheit. Genaue Zahlen über die durch Krankheit und Medikamentenmangel bedingte Todesrate wurden mir allerdings von der Leitung des Camps vorenthalten.

Ein weiteres, dringendes Problem ist der Transport von East Awin zur nächsten Stadt. Bisher übernahmen diese Aufgabe die Fahrzeuge des UNHCR. Zum ersten Januar 1993 soll diese Hilfe allerdings eingestellt werden. Manche Flüchtlinge schauen der Jahreswende deshalb mit großen Befürchtungen entgegen. Viele müssen irgendwie nach Kiunga oder Tabubil kommen, um zu überleben: Nur dort in den Städten können sie zum einen Waren, die sie selbst herstellen (zum Beispiel, Kunsthandwerk oder Bilums oder Nahrungsmittel, die sie anbauen (meist Süßkartoffeln, Kochbananen und Ananas), verkaufen, und zum anderen notwendige Kleidung sowie Nahrungsmittel einkaufen, die sie nicht selbst anbauen oder herstellen können.

Obwohl der UNHCR auch sein Büro und seine Vertreter aus Papua-Neuguinea abziehen wird, soll nach Angaben des Regierungsvertreters von East Awin die Nahrungsmittelhilfe der Vereinten Nationen weiterhin bestehen. Die Verteilung werde allerdings von der UN-Entwicklungsorganisation (UNDP) übernommen.

Religion und Hilfsorganisationen

Obwohl manche Flüchtlinge auch aus sehr unzugänglichen Regionen stammen, sind sie doch alle missioniert.² Ein Teil bekennt sich zum katholischen, der andere zum evangelischen Glauben. Jedes Camp verfügt über mindestens ein eigenes Kirchengebäude, das man sich aber nicht massiv, sondern eher wie eine etwas größere Hütte vorstellen muß. Während die acht katholischen Kirchen – aufgrund der Unterstützung der katholischen Mission von Kiunga – alle über ein Wellblechdach verfügen, sind die 17 evangelischen Kirchen meist nur notdürftig mit etwas Plastik vor Regen und Sonne geschützt.

Seit die Flüchtlinge erfahren haben, daß der Flüchtlingshochkommissar (UNHCR) sein Büro aus Kostengründen Ende 1992 schließt, versuchen sie sich im Hinblick auf eine zukünftige Selbstverwaltung zu organisieren. Dazu haben sie bereits ein sogenanntes Central Committee (Zentralkomitee) gegründet, in dem die jeweiligen Repräsentanten der einzelnen Camps vertreten sind. Nach Angaben einiger Mitglieder des Zentralkomitees selbst soll das Komitee allerdings noch nicht wirklich funktionieren. Grund: Mißtrauen der Mitglieder untereinander sowie die

¹ Bilums sind Tragetaschen, die West-Papua-Frauen aus der Faser des Tulip-Baumes herstellen. Es ist möglich, sie auch in Deutschland für die Flüchtlinge zu verkaufen. In den einzelnen Camps gibt es auch Kunsthandwerker, die Ketten, Ringe oder Armreife herstellen und verkaufen.

² Die ersten Missionare in West-Papua kamen aus Deutschland. Von einigen West-Papuas werden sie sehr hoch angesehen. "Weil sie uns das Licht brachten", erklärte der von der Insel Biak stammende Demianus Wariap Kurni.

Befürchtung eines Einflusses des Camp Administrators und somit der Regierung Papua-Neuguineas auf das Komitee.

Vor allem holländische Gruppen helfen den West-Papuas

Neben der Hilfe von UNO und katholischer Montfort Mission bekommen die Flüchtlinge von East Awin – so weit mir bekannt – noch Unterstützung von den holländischen Hilfsorganisationen Hapin (Stichting Hulp aan Papoea's in Nood) und Cebemo sowie von einer australischen Entwicklungshilfeorganisation, die einen landwirtschaftlichen Berater finanziert. Außerdem gab es für den Bau einer kleinen Handwerks- und Hauswirtschaftsschule auch etwas Unterstützung von der Holland Fluctelings Help und wahrscheinlich auch vom Deutschen Entwicklungsdienst.

In East Awin traf ich auch australische oder kanadische Missionare, die allerdings – so erschien es mir, und die Flüchtlinge bestätigten es auch – ohne wirklichen Kontakt zu den meisten Flüchtlingen eher "vor sich hin arbeiten."

Niederländer spendeten einen Kleinlastwagen

Die holländische Hilfsorganisation namens Cebemo hatte schon im vergangenen Jahr von den Transportproblemen erfahren und den Flüchtlingen bereits August 1992 einen kleinen Allrad-Truck gespendet. Allerdings ist im Lager noch nicht ganz klar, wie die Unterhaltskosten des Fahrzeugs (Benzin, Öl, Reifen, usw.) aufgebracht werden können. Geplant ist eine Art Kleinbusunternehmen, also daß die Flüchtlinge – und auch die Locals – für die Benutzung des Transportmittels etwas zahlen. Ein Problem waren hierbei wiederum die Landowners, die anfangs die Erlaubnis für die Benutzung der Straße nur gegen eine überzogene Beteiligung an dem Kleinbusunternehmen geben wollten. Inzwischen hat sich dies meinen jüngsten Informationen zufolge gütlich regeln lassen. Das zweite noch immer bestehende Problem liegt bei den Flüchtlingen selbst: In manchen Camps haben sie Angst, den Fahrpreis nicht bezahlen zu können.

2. Teil: Beschreibungen und Gespräche

Ankunft in Kiunga

(Subjektive Eindrücke darüber, was es heißt, einen Ort zu besuchen, der in keiner offiziellen Karte zu finden ist.)

Eigentlich sollte mich jemand abholen. Aber auf dem staubigen Flugfeld von Kiunga war niemand zu sehen. Die wenigen Passagiere, die mit mir aus der Zweimotorigen Maschine der Tal-Air ausgestiegen waren, haben sich längst vor der sengenden Mittagssonne in Sicherheit gebracht. Auch mir machte die Hitze zu schaffen. Darum verschob ich das Grübeln darüber, ob der mich ankündigende Brief nicht oder nur zu spät angekommen oder beim falschen Adressaten gelandet war, auf später und suchte den Schatten der katholischen Montfort Mission auf: Freunde der West-Papuas hatten sie mir als eine mögliche Anlaufstation empfohlen. Als ich im Amtszimmer des Bischofs um Information, Unterkunft und Hilfe bat, sah ich mich allerdings eines Besseren belehrt: Ich solle wieder dahin gehen, wo ich herkomme, antwortete der Bischof. Mit Nachdruck fügte er hinzu, daß ich hier auf gar keinen Fall bleiben könne. Er kenne mich nicht und ihm würden die Mitarbeiter davonlaufen, seit der schwedische Journalist auf dem Missionsgelände ermordet aufgefunden worden wäre. Sie hätten alle Angst, sagte er, und bekräftigte nochmals, daß er mir wirklich nicht weiterhelfen könne und daß ich endlich gehen solle.

Schon bevor ich nach Papua fuhr, wußte ich von dem "Unglück" des schwedischen Journalisten, der eigentlich ein Filmemacher gewesen war. Ich wußte allerdings nicht, daß der katholische Bischof deshalb Angst hatte. Per Ove Carlsson wurde am 28. April 1992 mit durchgeschnittener Kehle in der Wohnung eines Grundschullehrers auf dem Gelände der katholischen Montfort Mission aufgefunden. Der Schwede war eigentlich am Ende einer Reise durch Irian Jaya gewesen. In den Tagen vor seinem plötzlichen Tod hatte er zuletzt das Flüchtlingslager East Awin besucht.

Berichten der schwedischen Presse zufolge geht nach mehr oder weniger tiefgreifenden Ermittlungen die Polizei von Papua-Neuguinea davon aus, daß der Filmemacher mit seinem eigenen Armee-Messer Selbstmord begangen hatte. Ein Kollege von Carlsson, Mats Brolin, hält dies – so die Zeitungsberichte – allerdings für Unsinn. Nur wenige Stunden vor seinem Tod, habe der Filmemacher noch mit ihm telefoniert, teilte Brolin der Presse mit. Und Carlsson habe ihm dabei gesagt, daß er von irgendjemand verfolgt werde und daß die Polizei von Papua-Neuguinea sein Telefon möglicherweise abhöre.

Eine Bestätigung der Aussagen und Vermutungen von Mats Brolin hatte ich bis zu meiner Abreise nach Papua-Neuguinea nicht bekommen. Doch in East Awin sollte ich später erfahren, daß Per-Ove Carlsson tatsächlich ermordet worden ist, von jemand, der dafür ein paar Tausend Kina bekommen habe.

Ich akzeptierte die Reaktion des Kirchenobersten und verließ sein Büro. Draußen sprach ich einen Papua an und fragte ihn nach dem Weg zu einer Pension oder einem Hotel in Kiunga. Der Papua bot mir an, mich zu begleiten. Auf dem Weg zum Zentrum von Kiunga, das im wesentlichen nur aus einer geteerten Straße und zwei großen Supermärkten – Steamways – bestand, kamen wir ins Gespräch und statt zu einem Hotel, gingen wir schließlich zum Fluß, wo eine Gruppe von jungen Männern, Frauen und Kindern in ein kleines Motorboot einstiegen. Zufall: Es war ein Boot der Flüchtlinge von East Awin. Ich wechselte ein paar Worte mit einem, der Englisch sprechen konnte, erwähnte den Namen John Wakum, und sie nahmen mich mit.

Zwei Stunden dauerte die Fahrt den Fly-River hinauf, abwechselnd vorbei an Waldgärten und dichtem Regenwald, vorbei an kleinen Hüttendörfern und an einem ebenfalls mit Flüchtlingen vollbeladenen Kanu, dessen Motor allerdings streikte. Zwei junge Männer zogen es bis zum Hals im Wasser gehend am Ufer entlang.

Die Sonne stand noch hoch am Himmel, als wir zur Rampside kamen. Die Rampside ist eine Anlegestelle, die einst eine Erdölfirma bei der Suche nach dem schwarzen Gold hier Mitten im Regenwald aufschütten und planieren ließ. Die Erdölfirma wäre schon lange weg, sagte einer der West-Papuas. Nun wäre es die Anlegestelle der Einheimischen aus der Gegend hier und der Flüchtlinge aus Irian Jaya. Wir luden unser Gepäck aus und warteten, während das Boot zurückfuhr, um dem anderen Kanu zu helfen. Mit uns warteten mindestens zwanzig Leute, Männer, Frauen und Kinder, auf eines der Fahrzeuge des Flüchtlingshochkommissars der Vereinten Nationen (UNHCR).

Frauen und Kinder übernachteten in alten Betonröhren

Als der Truck schließlich kam, war es fast zu spät. Dicke Wolken verdunkelten den Himmel. Und noch bevor die Säcke mit Reis und Dosenfisch, noch bevor die Frauen und Kinder auf der unbedeckten Ladefläche verstaut waren, öffnete der nun fast schwarze Himmel seine Schleusentore. Im Nu waren die Rampside und die Erdpiste ein Meer von Matsch, in dem mittendrin ein gutes Dutzend Leute vergeblich versuchte, auf den längst überladenen Allrad-Truck Platz zu finden. Alles probieren half nichts. Wir sahen dem Wagen nach, wie er sich auf der zur Schlammrinne gewordenen Urwaldpiste Richtung East Awin davonschleppte. Vor dem Regen rettete sich dann ein Teil von uns in eine notdürftig mit Plastik und Pappe abgedeckte Hütte. Ein paar der Frauen und Kinder fanden in großen Betonröhren Schutz, die irgendeine Baufirma einfach hier liegen gelassen hatte. Wir mußten hier an der Rampside übernachten, erklärte mir einer der jüngeren Flüchtlinge, der sich, weil er Englisch konnte, für mich verantwortlich fühlte. Vielleicht werde der Lastwagen morgen zurückkommen, vielleicht übermorgen, sagte er. Aber vielleicht werde der Leiter des Camps auch noch heute Nacht einen Lastwagen zurückschicken.

Als der Regen glücklicherweise am Abend aufhörte, fachte einer der Flüchtlinge hinter der Hütte ein offenes Feuer an und kochte süßen Tee, Reis und Dosenfisch für uns. Dann kamen die Moskitos. Ich hatte zwar ein Moskitonetz dabei, ließ es aber im Rucksack, weil keiner der Flüchtlinge eines hatte. So versuchte ich lediglich mit einer dünnen Decke vor den Stichen geschützt zu schlafen. Mitten in der Nacht weckten mich meine neuen Freunde. Der Lastwagen wäre da, sagten sie. Jemand hatte dem stellvertretenden Camp-Administrator von mir erzählt. Und dieser hatte den Truck zurückgeschickt, um mich zu holen.

Es war kühl und eng hinten auf dem Lastwagen. Alle anderen auf ein Fahrzeug wartenden Flüchtlinge hatten ebenfalls die überraschende Möglichkeit genutzt. Die Fahrt ging auf und ab und quer durch den Regenwald, von dem man nur die großen Bäume sah, die sich Schwarz vor dem dunkelblauen Sternenhimmel abzeichneten. Der Fahrer des Wagens bemühte sich, alle Schlaglöcher zu umfahren oder sie zumindest sanft zu nehmen. Es gelang ihm meistens, so daß die Fahrt auf der hügeligen Piste fast wie das sanfte Schaukeln auf einem "Wüstenschiff" war. Noch bevor der Morgen graute erreichten wir die ersten Hütten des Lagers.

Die Gespräche

John Wafumilena, Blackwater Camp

"Unsere Zukunft hier im Camp ist mit dunklen Schatten überdeckt. Wir können nicht mal sagen, daß wir eine Zukunft haben. Vor allem, weil sich der UNHCR 1993 zurückzieht."

"Leute von der OPM hatten in meinem Haus übernachtet", berichtet John Wafumilena, der aus einem Fischerdorf in der Nähe von Jayapura stammt. Der indonesische Geheimdienst erfuhr von seinen Kontakten zur Guerilla. Und noch bevor Wafumilena vom indonesischen Militär oder Geheimdienst inhaftiert werden konnte, floh er am 24. November 1986 mit seiner Familie über die Grenze nach Vanimo, der Küstenstadt im Norden Papua-Neuguineas. "Bis 1988 lebten wir dann in dem von den Flüchtlingen errichteten Blackwater Camp bei Vanimo", berichtet er weiter. Vanimo ist praktisch nur ein Katzensprung von der Grenze und vom indonesischen Jayapura entfernt. Doch 1988 wurden John und seine Familie von der Regierung Papua-Neuguineas mit Gewalt, wie er sagt, nach East Awin gebracht, dem neuen eigens für die West-Papuas errichteten, zentralen Sammellager, mehrere Flugstunden von Vanimo entfernt auf der anderen, der Südseite der Insel.

Das Leben im Camp bei Vanimo ist ferne Vergangenheit. "Wie bekommt man etwas zu essen." Das ist nach Ansicht Wafumilenas nun die Frage, mit der man sich hier in East Awin vor allem zu beschäftigen habe. "In unserem alten Camp bei Vanimo hatten wir ausreichen Sago in der Nähe", sagt er, "hier in East Awin aber gibt es aber keinen Sago-Wald. Wir müssen uns fast ausschließlich von Tapioka ernähren."

Nach zwei Jahren gibt es weder Dosenfisch noch Reis

"Nur die Neuankömmlinge bekommen Nahrungsmittelhilfe von dem UNHCR, aber auch nur zwei Jahre lang", berichtet er weiter. Genau genommen gibt es die vollen Dosenfisch- und Reis-Rationen lediglich während der ersten 15 Monate. Danach reduziert sich die Ration von drei Kilogramm Reis und zwei Dosen Fisch pro Person und Woche auf zwei Kilogramm Reis und eine Dose Fisch. Diese Hilfe wird abermals während der letzten drei Monate gekürzt, auf ein Kilogramm Reis pro Person und Woche und KEINE Dose Fisch. Deshalb müsse, so Wafumilena, jede Familie rechtzeitig ein Stück Wald roden und einen eigenen Garten anlegen: "Aber weil der Boden so schlecht ist, wächst eben fast nichts anderes als Tapioka." Tapioka wuchere allerdings hier fast wie "Unkraut".

**Liborius Awekuk, Flüchtling und Leiter des Diaspora-Schools
Training Center in East Awin**

**"Sago gibt uns Dach und Hauswände, gibt uns Nahrung und Wildschweine.
Unser Leben ist sehr schwer, ohne Sago."**

"Die Straße war schon da, sonst nichts", berichtet Liborius Awekuk von seinen ersten Tagen im Flüchtlingscamp. Sie seien von der Regierung nach East Awin gebracht worden, lediglich um diese abgelegene Region zu entwickeln. "Den Wald entlang der Straße haben wir selbst roden müssen", sagt er. Für die Leute aus der Stadt sei das sehr schwierig gewesen. Und keiner von ihnen sei wirklich freiwillig hier. Man habe sie mit Gewalt und mit Versprechungen hier hergebracht. "In den Grenzlagern waren wir bei unseren eigenen Leuten gewesen", sagt er, "und wir hatten Sago, und Sago bedeutet Leben."

Die Papuas gewinnen zum einen aus dem Herz der Sago-Palme ein extrem stärkehaltiges Grundnahrungsmittel und zum anderen liefert die Palme das Baumaterial für ihre Häuser. "Außerdem sind die Sago-Sümpfe voller Wildschweine", betont Awekuk, denn Wildschweine sind das traditionelle Jagdwild und Proteinlieferant der Papuas schlechthin. Awekuk schätzt, daß in den Camps entlang der Grenze heute noch etwa 3000 West-Papuas leben – ohne, daß sie Hilfe vom UNHCR bekämen, doch dafür hätten sie eben Sago. In der Gegend von East Awin gebe es zwar auch einen Sago-Sumpf, so der West-Papua, doch sei der Sumpf viel zu klein.

"Mindestens 88 Schüler warten auf Ausbildung"

Ein anderes Problem für die Flüchtlinge ist Arbeit und Ausbildung. "Wir werden zwar geduldet in Papua-Neuguinea", sagt Awekuk, "doch bis zum heutigen Tag

dürfen wir weder ein Arbeit annehmen noch dürfen unsere Kinder eine höhere Schule besuchen oder gar studieren." Der Grund: Die Regierung Papua-Neuguineas hat nicht alle Artikel der Genfer Flüchtlingskonvention unterzeichnet. Die Flüchtlingskinder könnten lediglich die Community school (Grundschule) besuchen.

"Wir haben zur Zeit 88 Schüler, die älter als 12 Jahre und damit schon zu alt für Community School sind", sagt Awekuk. Aus diesem Grund hätten sie das "Diaspora-Schools Training Center" errichtet, wo zumindest die männlichen Jugendlichen wenigstens das Schreinerhandwerk – ohne Genehmigung von der Regierung – erlernen können. Leider müsse er allerdings berichten, daß die beiden aus Neuseeland stammenden Sägemühlen wieder einmal kaputt sind und aus Mangel an Ersatzteilen sowie aus Altersgründen nicht mehr zu reparieren seien.

Ob Awekuk tatsächlich 1993 mit Geldern der Holland Flüchtlings Help ein Hauswirtschafts-Zentrum für die Mädchen aufbauen kann, scheint auch deshalb noch nicht sicher. Von den benötigten 5000 Kina habe er zwar bereits 4000 bekommen, sagt er, doch 1000 Kina – umgerechnet rund 1500 Mark – fehlen noch.

Zeth Asikasau, Pastor der lutherischen Kirche, Blackwater Camp

"Ich habe mit Briefen um Unterstützung für uns und unser Kirchendach gebeten. Niemand half. Ich weiß nicht warum."

Wir treffen Pastor Asikasau vor seiner Kirche: ein weitestgehend in traditioneller Weise errichteter, lichtdurchfluteter Holzbau, so wie die meisten Kirchengebäude in East Awin. "Unsere Kirchen haben wir selbst gebaut", sagt er, "ohne Unterstützung vom UNHCR." Doch der lutherischen Kirche von Asikasau fehlt ein wichtiges Detail: das Dach. Seine Leute hätten weder ausreichend Plastik und erst recht kein Wellblech zum Abdecken, klagt der Pastor und hofft auf Hilfe.

Rund 71 Mitglieder zählte die evangelisch-lutherische Gemeinde von Pastor Zeth Asikasau, als sie 1988 ins Camp von East Awin kamen. "Jetzt sind es weniger", sagt er, "weil einige zur anderen Kirche übergewechselt sind." Pastor Asikasau ist bereits 1984 aus Irian Jaya geflohen. "Gemeinsam mit den anderen, die auch am Coup beteiligt waren", sagt er. "Coup" nennen die West-Papuas ihren Anfang 1984 fehlgeschlagenen Versuch, die Provinzregierung von Irian Jaya zu stürzen und ein freies West-Papua auszurufen.

³ Wenn man die gesundheitliche Situation und den Zustand der meisten Hütten der Flüchtlinge vor Augen hat, erscheint die Hilfe beim Bau eines Kirchendaches rationell gesehen nicht sinnvoll: am nötigsten hätten die Neuankömmlinge ein festes Hausdach nötig. Allerdings glaube ich, daß Unterstützung beim Bau eines Kirchendach vor allem psychologisch helfen und den Menschen im Camp des lutherischen Pastors wieder hoffnung geben kann.

Als wir, mein ständiger Begleiter, Übersetzer, Gastgeber und Freund, John Wakum, und ich, schon wieder auf dem Weg zum nächsten Camp sind, erzählt John, daß alle katholischen Kirchen in East Awin ein Wellblechdach besitzen – die meisten der evangelischen hingegen nicht.

Paskalis Kaipmann, 44 Jahre alt, Priester, Flüchtling und APO

"Wir haben zu viele Leute mit Malaria und zu wenig Medizin. Manche versuchen es mit traditioneller Medizin, aber vergeblich."

Paskalis Kaipmann hat während seines Priesterstudiums auch eine Ausbildung in Krankenhilfe mitgemacht. Deshalb arbeitet er in einem Gesundheitsposten des Lagers als eine Art Gesundheitshelfer, die in Papua–Neuguinea Aid Post Orderly (APO) genannt werden. In den Aid Post von Paskalis Kaipmann strömen jeden Tag bis zu hundert Flüchtlinge und hoffen auf Hilfe. "Viele leiden an Astma, weil sie im Haus nur offene Feuerstellen haben", sagt Paskalis. Doch die häufigste und damit schlimmste Krankheit sei Malaria. Siebzig Prozent leiden daran, schätzt Paskalis. Am zweithäufigsten sind die Durchfallerkrankungen. Bei Tuberkulose schätzt er die Zahl der Krankheitsfälle im Camp auf fünf Prozent, und etwa zehn Prozent seiner "Patienten" haben Lepra. Nicht selten kommen die Leute vergeblich in seinen Aid Post. "Zu wenig Medizin", klagt Paskalis, "zu wenig Medizin gegen Durchfall, kaum Penicillin und zu wenig Verbandsmaterial." Vor allem seien nun auch die Malaria–Medikamente ausgegangen.

Zu wenig Abwehrkräfte aufgrund von einseitiger Ernährung

Einige der West–Papuas versuchen es mit traditioneller Medizin. "Aber vergeblich", berichtet Paskalis. "Unsere Abwehrkräfte sind zu schwach." Schuld sei die einseitige Ernährung: immer nur Kochbananen und Tapioka. "Es fehlen einfach lebenswichtige Proteine und Vitamine."

**Arson Jikwa und John Bamingin,
Sprecher der Camps Wamena–I und Wamena–II**

"Seit wir in East Awin sind, sterben unsere Leute. Jeden Tag denken wir darüber nach. Warum müssen unsere Leute sterben? Wir kamen nicht hierher, um ewig in Papua–Neuguinea zu leben. Aber wir möchten hier auch nicht sterben."

"Wir wollten nicht hierherkommen", sagt Arson Jikwa und die um ihn herumsitzenden Männer nicken. "Wir waren zufrieden in Vanimo, weil wir in der Nähe unsere Freiheitskämpfer waren. Und in Vanimo hatten wir nicht die Probleme, die wir hier haben." "Welche Probleme", frage ich. "Unsere Leute sterben einfach", antwortet er.

Die Heimat der Flüchtlinge der beiden Camps, Wamena I und Wamena II, ist das Baliem-Tal im Hochland von Wamena. Seit 1977 haben sie es nicht mehr gesehen. In diesem Jahr bombardierte die indonesische Armee die Dörfer des Baliem-Tals mit Napalm-Bomben.

Nach sieben Jahren gaben sie den Kampf auf

"Während des Krieges haben wir in den Sümpfen des Membrano-Rivers geschlafen", erzählt Arson Jikwa. Sieben Jahre lang haben er und seine Leute vom Volk der Dani (beziehungsweise Lani) gegen die Soldaten Indonesiens gekämpft, bis 1984. Dann haben sie aufgegeben und sind nach Vanimo geflohen. 1988 dann haben sie die Regierung nach East Awin zwangsumgesiedelt.

Arson Jikwa weiß nicht, weshalb seitdem immer wieder Leute aus den beiden gegenwärtig 175 Menschen zählenden Camps eines "plötzlichen Todes" sterben. "Vielleicht haben wir uns eine unbekannte Krankheit in den verseuchten Membrano-Sümpfen geholt", sagt er, "vielleicht sind wir auch verflucht und Opfer von schwarzer Magie." Auf die Frage, wer so etwas tun könnte, antwortete er: "Die Landowners."

Bisher sind in East Awin, nach Angaben der Flüchtlinge, acht Menschen von Wamena im Alter zwischen 25 und 35 Jahren "plötzlich" gestorben.

**Amos Kuidirio, Henrik Sarife, Treido Timotius, und Janius Barusa
Sprecher vom Membramo-Camp**

"Jetzt ist unser Leben schwer. Aber was wird sein, wenn die UNO ihre Unterstützung ganz einstellt. Was für eine Zukunft haben wir, ohne Arbeit, ohne Transportmöglichkeit?"

"Sechs Monate waren wir zu Fuß unterwegs. Wir hatten kein Essen. Nur die jungen Blätter des Tulip-Baumes und Palmensprößlinge. So weit wie es ging versteckten wir uns im Busch. Denn auf der Straße, griff uns die Armee an." So beschreibt Amos Kuidirio vom Taife-Clan die Flucht mit den Männern, Frauen und Kindern seines Dorfes aus dem Membramo-Distrikt 1985 nach Papua-Neuguinea. Ihr eigentliches Heimatdorf hatten sie bereits 1982 verlassen, um in den Busch-Camps der OPM zu leben. Die indonesische Armee hatte ihr Heimatdorf

⁴ Die weil aus dem Hochland stammenden und deshalb "Highländer" genannten Flüchtlinge von Wamena-I und II werden von den anderen West-Papuas wegen ihrer hochentwickelten Anbautechnik geschätzt. Vor allem Süßkartoffeln sollen in ihren runden Hügelbeeten auch auf dem schlechten Boden prächtig gedeihen.

zuvor niedergebrannt. "Einmal wurden wir auf der Flucht von der Polizei aufgegriffen, aber wir hatten Glück", erzählt er weiter. "Der Polizeikommandant war ein West-Papua und ließ uns unbeschadet über die Grenze gehen."

Ein ähnliches Schicksal haben die Leute des Babra-Clans, die ebenfalls im Membramo-Camp leben, zu erzählen. Nur daß die Babra-Leute bereits 1971 ihr von den Soldaten abgebranntes Dorf verlassen haben, um mit der OPM für ein freies West-Papua zu kämpfen. Als dann die Armee 1983 auch die OPM Camps mit ihren Hubschraubern angriff und zerstörte, gaben die Babra und Taife auf und flohen. "Was hätten wir tun sollen? Wir hatten nur Pfeil und Bogen als Waffen?"

Im Camp von East Awin leben sie etwa seit 1990. Ihr Hauptproblem: die Nahrungsmittelversorgung. "Der UNHCR hat uns gerade jetzt die Nahrungsmittelrationen gestrichen", klagen die Sprecher des Camps. "Uns bleiben nur noch Süßkartoffeln, Tapioka und manchmal Bananen aus unseren Gärten. Woher sollen wir Fleisch oder Fisch bekommen."

Jagen dürfen nur die Einheimischen – nicht die Flüchtlinge

Sie könnten auch nicht zur Jagd gehen, klagen sie weiter. "Die Landowner erlauben es nicht. Und wenn wir es manchmal doch tun verjagen sie das Wild. Wie sollen wir also Fleisch bekommen und überleben?" Einer der Sprecher erzählt, wie er den Camp-Administrator fragte, warum sie plötzlich keine Nahrungsmittelhilfe mehr bekämen. Der Administrator habe daraufhin geantwortet: "Ihr seid die alten Flüchtlinge, ihr habt einen Garten. Nur die neuen Flüchtlinge bekommen zu essen. Sie haben noch keinen Garten." "Schritt für Schritt wird es schlimmer im Camp", meldet sich schließlich Janius Barusa zu Wort. "Unser Leben ist jetzt schon hart. Was ist, wenn die Regierung die Lastwagen verkauft hat? Welche Zukunft können wir haben, ohne Transportmöglichkeit. Wir haben keine Arbeit. Wie sollen wir ein privates Busunternehmen bezahlen? "

Cynthia Mkhambi, Leiterin der Krankenstation von East Awin

"Viele leiden an Malaria, Meningitis und Mangelernährung. Am schlimmsten ist es für die Neuankömmlinge."

In der Nacht bevor ich Schwester Cynthia Mkhambi einen Besuch abstatte, hat nicht nur ein Dauerregen die Piste zu einer roten, schwer passierbaren Schlammrinne, sondern auch irgendein Krankheitserreger aus einer winzigen Wunde an meinem Knöchel eine dicke, unansehnlichrote Geschwulst gemacht. Deshalb vor allem gehe oder besser gesagt humple und schlittere ich an diesem schönen, kühlen Morgen zur Krankenstation. "Den müssen wir wohl amputieren", sagt Cynthia Mkhambi mit ernstem Gesicht, als sie meinen Fuß mit der entzün-

deten Wunde begutachtet. Doch plötzlich fangen die Schwester und zwei ihrer Helferinnen zu lachen an. "Die Leute hier im Flüchtlingscamp behandeln solche 'kleinen' Wunden normalerweise selbst, indem sie lediglich kochendheißes Wasser darübergießen", klärt mich Schwester Cynthia schließlich auf. Anschließend weist sie aber dann doch eine Helferin an, mir ein Pflaster zu geben und zur Sicherheit auch Antibiotika, "weil die Entzündung schon nahe am Knochen ist."

Schwester Mkhambi ersetzt den einzigen Arzt von East Awın

Cynthia Mkhambi gehört dem Orden der "Barmherzigen Schwestern von Ottawa" in Kanada an. "Aber eigentlich stamme ich aus Südafrika", sagt die 48jährigen und anscheinend mit einem gesunden Humor ausgestatten Schwester. Von 1976 bis 1991 arbeitete sie im Butha-Buthe Hospital von Lesotho als "special trained" Krankenschwester.

"Die katholische Montfort Mission von Kiunga hat dann meinen Orden um Hilfe gebeten, weil der einzige Arzt des Flüchtlingslagers zurück nach Holland mußte", berichtet Cynthia Mkhambi weiter. Und seit März 1992 ist sie nun hier im Camp. "Viele leiden an Malaria, Meningitis und Mangelernährung", erklärt die südafrikanische Krankenschwester. Außerdem grassieren Diarrhö, Lungenentzündung, Tuberkulose und auch Lepra im Lager. Den Erfahrungen Cynthia Mkhambis zufolge ist die Situation vor allem für die Neuankömmlinge im Camp besonders hart – auch noch nach 1987 sind immer wieder West-Papuas aus Irian Jaya geflohen. Allein im ersten Halbjahr 1992 waren es zwei komplette Dörfer, rund 300 Kinder, Frauen und Männer, die nach East Awın kamen.

Es fehlen Moskitonetze, Medikamente und eine MTA

Im Camp sind die Neuankömmlinge zwar sicher vor den indonesischen Soldaten, doch dafür leiden sie nun an Malaria und Durchfall. Folge von zu wenig Moskitonetzen und schlechtem Wasser, erklärt Schwester Cynthia. "Erschwerend ist", so die Krankenschwester weiter, "daß wir dann die Leute auch nicht richtig behandeln können: weil wir nicht genügend Anti-Malaria-Medikamente haben." Außerdem fehlen besonders Penicillin, Analgetika (Schmerzmittel) und eine Medizinisch Technische Assistentin oder Assistent: Seit mindestens zehn Monaten ist das zwar bescheidene, doch normalerweise funktionierende medizinische Labor verweist. Früher habe es mal einen Laboranten hier gegeben, meint die Krankenschwester, "aber seitdem ich hier bin, habe ich keinen mehr gesehen." Auf genaue Blutuntersuchungen muß Schwester Cynthia deshalb verzichten und lediglich nach Symptomen behandeln.

Neben dem Labor gehören zur Krankenstation auch noch ein kleines Hospital sowie sechs kleinere Gesundheitsposten (Aid Posts) in den etwas abgelegeneren

Teil-Camps von East Awin. In diesen Aidposts versuchen die sogenannten APOs, die Kranken so gut wie möglich zu versorgen. "Wenn die APOs nicht mehr weiter wissen", so Cynthia Mkhambi, "dann schicken sie die Kranken zu mir." Zur Zeit liegen dreizehn Patienten in dem eigentlich nur aus einem großen Krankenzimmer bestehenden Hospital. Der Ort, wo die Mahlzeiten für die Patienten bereitet werden, ähnelt mehr einer offenen Feuerstelle als einer Krankenhausküche. Auch für 1993 rechnet Schwester Cynthia mit neuen Flüchtlingen aus Irian Jaya. Bis zum Frühjahr könnte die Anzahl der Bewohner von East Awin auf über 4000 steigen. "Und dann wird das Hospital endgültig zu klein sein", sagt sie.

Wer kennt Dr. Angela?

Als ich mich – versehen mit Wundsalbe, Pflaster und Antibiotika – von der barmherzigen Schwester aus Südafrika – sie bekommt für ihre Arbeit übrigens kein Gehalt, sondern lediglich Essen und Wohnung – verabschiedete, äußert sie noch eine persönliche Bitte: "In Lesotho habe ich mit einer deutschen Ärztin namens Angela zusammengearbeitet. Leider habe ich ihre Adresse verloren und Angela weiß nicht, daß ich nun hier im Flüchtlingscamp bin. Es wäre schön, wenn ich wieder Kontakt mit ihr hätte. Vielleicht kennen Sie ja jemand, der sie kennt..."

Zufälliges Gespräch mit einem Baptisten aus Australien

"Das ganze Camp liegt am falschen Platz."

Bei meinem Rückweg zum Waterstone Camp nimmt uns einer der australischen Missionare – ein Baptist – mit, der zufällig mit seinem Fahrzeug vorbeikam. Er hätte auch gehalten, wenn ich nicht gehumpelt hätte. Bei den Entfernungen zwischen den Camps und den nur wenigen Autos ist es üblich, daß man jeden mitnimmt, der denselben Weg hat. "Ein Problem ist", sage ich, "daß die Camps ganz schön weit auseinander liegen." "Das ganze Camp liegt am falschen Platz", antwortet der Baptist. "Das Camp sollte direkt am Fluß liegen, wo der Boden fruchtbar und der Transportweg kürzer und einfacher ist." Dann lädt er mich ein, mal abends zu einem Kaffee vorbeizukommen. Ich sage zu.

Als wir an dem kleinen Laden, der einem der "Locals" gehört, vorbeifahren, und ich eine Männergruppe davor stehen sah, frage ich spontan, ob eigentlich Alkohol im Lager erlaubt sei? "Es sollte eigentlich ein trockenes Camp sein", erläutert der Missionar, "aber in dem Laden hier gibt es nicht nur Biscuits, sondern auch Bier."

⁵ Der Einladung konnte ich dann doch nicht nachkommen, aus Zeitmangel und weil ich das Camp früher verlassen mußte, als vorgesehen.

Jimmy Wawar, 44 Jahre, Rechtsanwalt

"Wir sind von der Welt isoliert. Man verweigert uns bis heute unsere vollen Menschenrechte. Wir sind wie Gefangene in Papua-Neuguinea."

Der 44jährige Jimmy Wawar ist 1984 aus Irian Jaya geflohen. In East Awin lebt er seit 1990. Im Flüchtlingslager leitet er die "Academics Groupe of West Papuan Refugees". "Seit neun Jahren sind wir in Papua-Neuguinea und seitdem wird es unseren jungen Leuten verweigert eine höhere Schule besuchen oder zu studieren", klagt Jimmy Wawar. Einer der Gründe, weshalb die Regierung ihnen das Recht auf Ausbildung und Arbeit verweigert, liegt seiner Meinung nach in den Abkommen, die Papua-Neuguinea mit Indonesien getroffen habe. Nur ein paar Flüchtlinge, so Wawar, hätten mit Hilfe des UNHCR ein Lehrer-College besuchen können.

"Aber Ausbildung ist für uns lebenswichtig", bekräftigt er und denkt dabei auch an die Zukunft, an die "Zeit dannach". "Wie sollen wir einmal unser befreites Land West-Papua führen, wenn wir nicht genügend ausgebildete Leute haben", fragt er und zählt auf, daß inzwischen rund 100 Jugendliche im Camp das Alter erreicht haben, um auf die Highschool zu gehen. Und fünfzig bis sechzig Flüchtlinge warten seit Jahren darauf, endlich irgendwo mit dem Studium anzufangen oder ihr in Irian Jay abgebrochenes Studium fortzuführen.

"Unsere jungen Leute würden auch gern in anderen Ländern studieren, in Deutschland zum Beispiel, doch wir sind wie Gefangene in Papua-Neuguinea", sagt Wawar. Nur Illegal könnten sie das Land verlassen. Was sie bräuchten, wäre Unterstützung von den anderen Nationen der UNO, wären Studienplatzangebote in anderen Ländern.

Flüchtlinge wurden mit Gewalt zurückgeschickt

"Wir sind politische Flüchtlinge", betont Wawar. Doch statt die ihnen zustehenden Rechte zu geben, habe die Regierung Papua-Neuguineas zwischen 1984 und 1986 viele von seinen Leuten sogar mit Gewalt nach Irian Jaya zurückgeschickt. "Viele haben das nicht überlebt oder landeten in den Gefängnissen Indonesiens", sagt der Rechtsanwalt.

Wenig Hoffnung hat er auf die 1994 in Papua-Neuguinea bevorstehende Reform des Flüchtlingsstatus. "Vielleicht wird die Regierung uns irgendwann den Zugang zu ihrem Ausbildungssystem öffnen", hofft Wawar, "aber wir erfahren nichts von der Regierung Papua-Neuguineas aus Port Moresby. Wir wissen nicht, was dort über uns entschieden wird." Und fast resignierend fügt er hinzu: "Wahrscheinlich sind wir einfach in das falsche Land geflohen."

Nevell Hungerford, 62 Jahre, Landwirt, Berater der Flüchtlinge

"Ich selbst weiß im Grunde nichts über tropische Landwirtschaft. Deshalb habe ich auch gar nicht erst versucht, den Leuten etwas beizubringen. Was wir getan haben war, daß wir uns mit jeweils zehn Leuten aus verschiedenen Clans zusammengesetzt und über die verschiedenen Anbau-Möglichkeiten diskutiert haben. Und das hatte Erfolg."

"Ich wollte einfach nicht mehr das tun, was ich die letzten 33 Jahre gemacht habe", erzählt Nevell Hugerford, der früher einen konventionellen mit Pestiziden und Kunstdünger arbeitenden Landwirtschaftsbetrieb in Australien geführt hat. Deshalb hat er sich bei einer nichtstaatlichen, australischen Entwicklungshilfeorganisation, dem Overseas Service Bureau, beworben. "Und so kam ich hierher", sagt der 62jährige, der auch nach Afrika oder Südamerika gegangen wäre.

Genau genommen ist er seit Oktober 1991 in East Awin. Seine Aufgabe: "Die Leute hier zu unterstützen, daß sie sich selbst versorgen können", erklärt Hungerford. Der Boden sei zwar miserabel, sagt er, "aber es ist erstaunlich, was da trotzdem alles wächst: Süßkartoffeln, Tapioka, Bananen, Erdnüsse, Kürbisse, verschiedene Grün-Gemüsearten, Bohnen, Papaya und Ananas und etliches mehr." Außerdem könne man den Boden mit Humus und Leguminosen verbessern, so daß eine nachhaltige (sustainable) Landwirtschaft möglich ist. Von dem Einsatz von Kunstdünger und Pestiziden, hält Nevell überhaupt nichts mehr. "Das bringt schon allein deshalb nichts," sagt er, "weil niemand das Geld hat, die Chemie zu bezahlen."

Die beste Anbaumethode spricht sich herum

Einfach ist die Arbeit mit den Flüchtlingen nicht. "Zu viele Clans", begründet Nevell, der aber gleichzeitig diese verschiedenen Papua-Völker und ihre verschiedenen Anbau-Methoden als eine große Chance erkennt. "Ich selbst weiß im Grunde nichts über tropische Landwirtschaft", stellt der Australier seine Kenntnisse in den Hintergrund. Deshalb habe er auch gar nicht erst versucht, den Leuten etwas beizubringen. "Was wir getan haben war", sagt er, "daß wir uns mit jeweils zehn Leuten aus verschiedenen Clans zusammengesetzt und über die verschiedenen Anbau-Möglichkeiten diskutiert haben." Die beste Anbaumethode sprach sich dann von Camp zu Camp herum.

Zweites Ziel von Nevell ist die Vermarktung der angebauten Feldfrüchte in Kiunga und Tabubil. "Auch da sieht es eigentlich gut aus", sagt er. "In den nächsten Tagen werden wir mit einem Berg von Feldfrüchten nach Tabubil fahren." Tabubil ist die Minenstadt der großen Ok-Tedi-Kupfermine. "Dort bekommen wir einen guten Preis", sagt Nevell und betont, daß sie sogar schon einen Großabnehmer – eine Werkskantine – in Tabubil hätten. Nur die Fahrt sei ziemlich mühsam: Sie dauert rund zwei Tage.

Unbekannte Früchte essen die Papuas nur ungern

Als drittes versucht Nevell, den West-Papuas noch unbekannte Pflanzen, die aber äußerst Gesund sind und gleichzeitig auf diesem Regenwaldboden gut gedeihen, im Camp zu verbreiten. Dies stößt allerdings nicht unbedingt auf den besten Nährboden bei den Flüchtlingen. Der Australier weiß, daß die West-Papuas meistens nur "gutmütig" über seine Versuche lächeln. Aber der 62jährige nimmt es mit der Gelassenheit seines Alters: "Das ist schon in Ordnung. Was der Bauer nicht kennt, das ißt er halt nicht. Aber manche probieren es doch, und wenn es schmeckt, spricht es sich schon von allein herum."

Der australische Landwirtschaftsberater wird noch bis Oktober 1993 im Camp bleiben. "Dann läuft mein Vertrag aus und wahrscheinlich werde ich dann irgendwo anderes hingeschickt", sagt der 62jährige. Er selbst würde zwar gerne noch etwas länger in Papua bleiben würde, hält es allerdings nicht für das Projekt notwendig. "Meine effektivste Zeit hier im Camp ist vorüber", sagt er. Was er bis Oktober noch tun will, ist der versuchsweise Anbau von Reis. "Manche Reissorten", schätze er, "gedeihen hier bestimmt prächtig. Wenn das klappt, dann bräuchten die Flüchtlinge kein Reis mehr kaufen. Und damit hätten die West-Papuas den meisten Einheimischen in Papua-Neuguinea einiges voraus. Papua-Neuguinea muß nämlich seinen Reisbedarf bis heute noch in Australien einkaufen."

Ausflug mit Neville

(Der Versuch zu beschreiben, was "alltägliche Transportschwierigkeiten" für fast 4000 Menschen Mitten im Regenwald bedeuten.)

Ich genoß das Interview mit Nevell Hungerford. Nicht nur, weil er einen für Australier ungewöhnlich starken Kaffee machte. Als wir uns in seinem Haus unterhielten, dann war das wie eine willkommene Pause für mich, eine Pause von den nach Hilfe suchenden Gesichtern der Flüchtlinge.

Am Ende unseres Gesprächs kam einer der West-Papuas mit einer Nachricht herein. Nevell liest sie, macht ein ernstes Gesicht und sagt: "Ich muß zur Rampside fahren." Ich fragte, ob ich mitfahren könnte, der Nachmittag wäre genau richtig für einen kleinen Ausflug. "Guter Vorschlag", antwortete er, ich müßte allerdings "dicht" halten, da der Camp Administrator nichts von unserem Ausflug wissen dürfe. Die Nachricht stammte nämlich von einer jungen Frau, die er zum Fluß bringen sollte, weil sie zurück zu Ihrer Familie wollte. "Ihr Mann schlägt sie", erklärte Nevell, "und da ihr Mann gerade irgendwo unterwegs ist, will sie die Chance nutzen."

Wir nahmen ein paar Kleinigkeiten zum Essen für unterwegs mit und fuhren los. Aus einem bequemen, kleinen Ausflug wurde es allerdings nichts: Die Junge Frau hatte ihr Kind dabei. Und natürlich ließen wir die beiden nach vorn, so daß ich auf der harten Ladefläche des Kleinlasters Platz nehmen mußte. Als dann nach einer halben Stunde auch plötzlich dicke Regenwolken bedrohlich schnell den Himmel verdunkelten, war es längst zu spät zur Umkehr für mich. In den Tropen ist zwar immer warm, aber wenn ein Wolkenbruch herniedergeht und wenn man bis auf die Knochen durchnäßt ist, kann es ganz schön kalt sein.

Dies war zumindest die Erfahrung, die ich in den nun folgenden Stunden zusammen mit drei anderen bemitleidenswerten Flüchtlingen frierend und um ein baldiges Ende des Gewitters betend machen mußte. Doch weder der tropische Regen, noch die Urwaldpiste schienen unsere Gebete zu erhören. Und Nevell mußte immer langsamer fahren, um nicht von der nun durch den Regen glitschig gewordenen Piste abzurutschen. Nichtsdestoweniger erreichten wir mit triefender aber immerhin noch heiler Haut die Rampside. Auf halber Strecke hatten wir zuvor noch einem mit einem Platten liegendegebliebenen Kleinlaster des UNHCR Erste Hilfe leisten müssen. Der Fahrer hatte keinen Wagenheber im Auto gehabt.

Am Fluß schließlich warteten schon ungeduldig der Deputy – der stellvertretende Camp Administrator – mit einer Gruppe von Technikern und Arbeitern einer Telefongesellschaft. Der Wagen des UNHCR hatte sie eigentlich schon am Morgen abholen sollen. Die Nacht war inzwischen so plötzlich wie in den Tropen üblich hereingebrochen, während Nevell erklärte, daß der UN-Lastwagen einen Platten hatte und es nur eine Frage der Zeit sei, bis er kommen würde. Der Regen hatte die ganze Zeit über nicht eine Sekunde aufgehört. Und alle Gespräche und Diskussionen fanden ungeschützt, bis zu den Knöcheln im Matsch stehend statt. Schließlich luden wir die Ausrüstung der Telefongesellschaft zusammen mit den Technikern auf und machten uns auf den schlammigen Weg zurück Richtung Flüchtlingslager.

Nevell hatte nun größte Schwierigkeiten den Kleinlaster auf der zu beiden Seiten abfallenden Piste zu halten, die wie eine mit Schmierseife eingeriebene Halbkugel war, ein mit gelben Scheinwerfern nur mäßig ausgeleuchtetes roten Band, das sich wie eine Schlange wand und voller tückischer Schlag- und Schlammlöcher war. Eines davon war zu tückisch für Nevell und wir rutschten von der Piste. Aus Angst davor, daß sich das Fahrzeug überschlägt, sprangen einige von der Ladefläche und rollten sich im Schlamm. Zum Glück überschlugen wir uns nicht, sondern blieben nur schräg im Straßengraben hängen. Jetzt hieß es: Alle aus- und runtersteigen und schieben. Doch wie. Weder die Reifen noch die nackten Füße fanden einen Halt in der vom Dauerwolkenbruch aufgeweichten Piste. Ich selbst versuchte gar nicht zu helfen, sondern stand durchgefroren abseits und sah dem zwecklosen Treiben apatisch zu. Da tauchten die beiden Scheinwerfer des UN-Lasters aus dem strömenden Regen auf. Der Fahrer hatte ihn mit Hilfe unseres Wagenhebers wieder flott machen können. Nun half er uns mit seiner Seilwinde. Stück für Stück zog er den Kleinlaster wieder auf die Piste.

Pastor Karel Waromi, Repräsentant der West-Papua Interest Association (WPIA), Blackwater Camp

"Die UNO hat uns zwar eingeladen, beim Internationalen Jaer der indigenen Völker '93 mitzumachen, aber ohne Geld können wir nicht dran teilnehmen. Wer bezahlt uns die Flugkosten?"

Es ist der 10. Dezember 1992. In einer Kirche des Blackwater-Camps haben sich ein paar Dutzend Flüchtlinge versammelt. Man bemüht sich ein feierliches Ambiente zu schaffen. Die Front der Kirche ist mit großen, extra für diesen Tag gemalten Transparenten verhangen, die von dem Kampf der West-Papuas gegen Indonesien sprechen und vom "Internationalen Jahr der indigenen Völker". Die UNO hat das Jahr 1993 dazu erklärt.

Zu den am 10. Dezember 1992 in Genf stattfindenden Ausrufungsfeierlichkeiten waren auch die West-Papuas des Flüchtlingscamps eingeladen. "Doch ich konnte weder bei den Vorbereitungstreffen teilnehmen, noch nach Genf fahren", berichtet Karel Waromi, der die Aufgabe hat, die Interessen der West-Papuas von Irian Jaya bei der Menschenrechtskommission der Vereinten Nationen zu vertreten. Laut UNHCR hätte er zwar die Erlaubnis bekommen, aus Papua-Neuguinea auszureisen, aber was fehlte, war das Geld. "Und ohne Geld kann ich nicht einmal von Kiunga nach Port Moresby fliegen", klagt Karel Waromi.

So versucht er brieflich mit den Vorbereitungsorganisationen der UN in Kontakt zu bleiben. Und ihre kleine Feierlichkeit in der Kirche, so der Pastor, solle mir und damit der Welt deutlich machen, daß die Flüchtlinge von East Awin weiterhin willens sind, sich an dem "Jahr der indigenen Völker" zu beteiligen.

Unsere Hoffnung ist, daß die UNO Druck ausübt

"Für uns ist es die lang ersehnte Chance, unser Problem endlich wieder einmal vor die Vereinten Nationen zu bringen", betont der Pastor. Das letzte mal, so Waromi, sei ihr Fall dort 1963 verhandelt worden. "Unsere größte Hoffnung ist, daß die UN den größtmöglichen Druck auf Indonesien ausübt, damit wir unser Land und unsere Rechte wieder zurückbekommen." Er, Carol Waromi, spreche dabei nicht nur im Namen der rund 4000 Flüchtlinge von East Awin, sondern auch für die Irian Jaya verbliebenen Angehörigen der rund 250 einheimischen Völker West-Papuas. "Als ich Irian Jaya verlassen hatte, sagten meine Leute, die in West-Papua geblieben sind, zu mir: Vergiß uns nicht."

**Hofni Rumbiak, Weski-Camp der Neuankömmlinge (New Arrivals)
Lehrer und Dorfvorsteher von Sota**

"Das Leben war gut, ruhig und friedlich. Dann kam der neue Polizeikommandant aus Sulawesi und sie verboten uns in unsere Gärten zu gehen, weil sie sie selbst plünderten."

Sota ist oder besser gesagt war ein Dorf in Irian Jaya, nur ein "Katzensprung" von der Grenze zu Papua-Neuguinea entfernt. Am 24. Januar 1992 flohen die Alten wie die Jungen, flohen alle 219 Männer, Frauen und Kinder, die Lehrer und die Dorfvorsteher von Sota nach Papua-Neuguinea. "Es waren drei Gründe, weshalb wir flohen", erläutert der Dorfvorsteher Hofni Rumbiak als wir zusammen in seinem, einem offenen Zelt nicht unähnlichen Plastik- und Holzverschlag sitzen, alle anderen Männer, Frauen und Kinder des Camps um uns herum. Und der Dorfvorsteher zählt auf: "Sie verboten uns, in unsere eigenen Gärten zu gehen und haben sie für sich selbst geplündert. Außerdem wollten sie einige von uns Gefangen nehmen.

Und dann passierte der 'Unfall' am 24. Januar." "Welcher Unfall", hake ich nach. "In der Nähe von Sota kam es zu einem Gefecht zwischen den Rebellen der OPM und den indonesischen Soldaten", sagt er. Auf beiden Seiten seien Leute getötet worden. "Wir hatten Angst, daß die Soldaten später in unser Dorf kommen und uns dafür bestrafen würden. Deshalb sind wir geflohen." Auf die Frage, ob sie mit der OPM zusammengearbeitet hätten, antwortete Rumbiak mit einem bestimmten "Nein". Die Rebellen der OPM wären nur immer wieder zu den Sago-Sümpfen des Dorfes gekommen, um sich Sago zum Essen zu holen.

Waffen an Wilderer aus Papua-Neuguinea verkauft

Sie hätten immer ein zufriedenes und friedliches Leben gehabt in Sota, erzählt er weiter. "Aber dann, September 1991, kam Yunus Pule, ein Polizeikommandant von Sulawesi." Er war es, der den Leuten von Sota verboten habe, die eigenen Gärten zu nutzen oder auf die Jagd zu gehen. Yunus habe sie vertreiben wollen, weil er das Land für sich habe ausbeuten wollen, sagt der Dorfvorsteher. "Der Polizeikommandant verkaufte Waffen an Wilderer aus Papua-Neuguinea, die auf Paradiesvögel Jagd machen. Dann hat er unseren Wald an eine Firma zum abholzen verkauft."

Dann fragte ich die Leute von Sota, wie es ihnen nun im Camp gehen würde. "Wir haben keine Gärten hier, kein sauberes Wassers, keine richtigen Häuser", antwortet er sich selbst und fügt hinzu, "manche wollen lieber wieder zurück nach Irian Jaya, vor allem die Eltern, die ihre älteren Kinder in der Schule von Merauke (eine Stadt an der Küste von in Irian Jaya) zurücklassen mußten. Sie haben seit Januar nichts mehr von ihnen gehört."

**Tadeus Walliter, Weski-Camp der Neuankömmlinge (New Arrivals),
Bürgermeister von Rambo**

"Einige wurden unterwegs krank. Einer starb. Viele hatten Angst. Deshalb gingen viele wieder zurück nach Irian Jaya."

"Wir kamen am 27. Juli 1992 hier in East Awin an", berichtet Tadeus Walliter. Ihre Fluchtgründe sind die gleichen wie die von den Leuten aus Sota. Einziger Unterschied: "Wir haben mit der OPM zusammengearbeitet", sagt der Bürgermeister von Rambo. Und die Leute von Rambo hatten Angst, von den Soldaten interniert zu werden. Deshalb floh das ganze Dorf, zu Fuß durch den Wald, berichtet er. "Doch als wir nach drei Tagen an die Grenze kamen, gingen viele wieder zurück. Weil einige krank wurden und einer starb. Weil die Leute Angst hatten, weiter zugehen."

Ich frage nach: "Wieviele gingen zurück?" "275", sagt Walliter, "143 gingen weiter nach Papua-Neuguinea." Der Bürgermeister weiß nicht genau, wer die bessere Entscheidung getroffen hat. "Wir sind nicht glücklich hier im Camp", sagt er, und die Gesichter, der um uns herumsitzenden Menschen sagen das gleiche.

Einige wollen wieder zurück in ihr altes Dorf

Von dem Schicksal der in Irian Jaya zurückgebliebenen Leute aus Rambo wußte er nichts zu berichten. "Wir wissen nichts", sagt er und schätzt aber, daß der Ungewißheit einige seiner Leute wieder nach Irian Jaya zurückkehren werden. "Wir wissen auch nicht, welche Zukunft wir hier im Camp haben."

**Christopher Kati, Leiter des Ioware Relocation Refugee Camp
East Awin (Camp Administrator)**

"Die West-Papuas aus Irian Jaya gelten in Papua-Neuguinea nicht als 'politische Flüchtlinge'. Sie sind für uns 'nur' Flüchtlinge, nicht mehr."

Christopher Kati arbeitet für die Regierung Papua-Neuguineas seit rund zwanzig Jahren mit den Flüchtlingen aus Irian Jaya. "Anfangs wurden sie nur 'Grenzgänger' genannt", sagt Kati. Erst 1986 habe die Regierung sie West-Papuas als Flüchtlinge anerkannt. Damals habe es noch 17 Lager mit über 12 000 Menschen entlang der Grenze gegeben, berichtet Kati weiter: "Es war einfach zu schwierig gewesen, diese 17 Camps zu versorgen und zu kontrollieren, zu schwierig und zu teuer." Deshalb suchte Papua-Neuguinea nach einem Ort für ein zentrales Flüchtlingslager. "Doch die Entscheidung lag bei den Provinzregierungen", erklärt der Camp Administrator. Und die haben die Flüchtlinge nicht haben wollen. Als einzige Provinz habe sich die Western Provinz bereit erklärt, Land für die West-Papuas abzugeben.

Ein Flüchtlingslager als "Entwicklungshilfe"

"Und zwar hier in East Awin", sagt Kati, der weiß, daß East Awin der denkbar schlechteste Ort für ein Flüchtlingslager ist. Doch damit müsse man nun mal leben sagt er. Die Regierung der Western Provinz habe sich von den West-Papuas "Development", also eine fortschrittliche Entwicklung dieser dünn besiedelten Regenwaldregion versprochen. Der Camp Administrator kennt die Probleme seiner "Schützlinge" genau, vor allem das Problem mit den Hausdächern. "Sago-Blätter wären tatsächlich das beste Material", sagt er. "Aber der Sago-Sumpf, der in der Nähe ist, ist zu klein, und der nächste große Sago-Sumpf ist zu weit entfernt."

Wenn der große Regen kommt, fragen alle nach Plastik

"Jetzt ist es noch ruhig hier im Camp", erzählt er weiter, "aber wenn der große Regen kommt, habe ich mein Büro voll mit Leuten, die Plastik haben wollen." Was die Verantwortlichkeit der Regierung betrifft, sagt Kati, so ist sie lediglich für Medizin und die Bereitstellung von Land zuständig. "Der Rest ist Sache des UNHCR." Zwar werde der UNHCR sein Büro Ende Dezember schließen, fährt Kati fort, "aber das ist bloß, um Geld zu sparen." Die Unterstützung des UNHCR für die Flüchtlinge werde dadurch nicht beeinträchtigt. Das Büro des UN-Entwicklungsprogramms (UNDP) werde diese Aufgabe für den UNHCR mitübernehmen.

Ein besonderes –und zwar Dauerproblem sieht Kati in den Locals der Umgebung. Man könne, seiner Meinung nach den Flüchtlingen keine bessere Versorgung bieten als den Locals. Alles was Ungleichheit und Neid fördert, führe nur zu Streitigkeiten zwischen Einheimischen und Flüchtlingen. Über den Status der West-Papuas sagt Kati, daß sie in Papua-Neuguinea nicht als "politische Flüchtlinge" gelten. "Sie sind für uns 'nur' Flüchtlinge, nicht mehr", erläutert der Camp Administrator. Außerdem habe die Regierung insgesamt sieben Artikel der UN-Flüchtlingskonvention nicht mit unterschrieben. Darunter die Rechte auf Ausbildung, Arbeit und freie Wahl des Wohnsitzes.

Dies werde sich aber wahrscheinlich 1994 ändern, schätzt er. "Wir suchen nach einer Lösung des Flüchtlingsproblems ähnlich wie im afrikanischen Simbabwe", erläutert Kati. Dort hätten die Flüchtlinge die volle "Freizügigkeit" und gelten aber weiterhin als Flüchtlinge. Falls dies tatsächlich eintrete, würden zwar ein paar, vor allem die mit einer guten Ausbildung, die Chance nutzen und zum Beispiel nach Port Moresby gehen, glaubt der Camp Administrator, "aber die Mehrheit wird in East Awin bleiben."

Ich fragte Christopher Kati auch, was er von den "plötzlichen Todesfällen" der West-Papuas von Wamena I und II halte. Seinen Erkenntnissen nach, läge der

Grund für das plötzliche Sterben lediglich darin, daß die Wamena-Leute ihr Kranken erst einmal zu ihrem "Hexendoktor" bringen. "Und erst wenn dessen Behandlung erfolglos ist", sagte Kati, "bringen sie die inzwischen Todkranken zur Krankenstation, und dann ist es meist zu spät."

**Auszug aus einem Brief von Ignazius Ariak,
Central Committee Relocation Camp**

"Von 1987 bis 1991 hat uns die UNO lediglich gefüttert. Niemand half uns beim Aufbau unserer Camps, bei der Landwirtschaft oder beim Aufbau von kleinen Projekten zum Geld verdienen."

Der Flüchtling Ignazius Ariak arbeitet für die Verwaltung als Malay/Englisch-Übersetzer. Außerdem ist er Vorsitzender des Zentralkomitees, welches im Prinzip der erste Versuch der Flüchtlinge ist, sich zu organisieren und mit "einer Stimme" zu sprechen. Er hat die wesentlichen Probleme der Flüchtlinge in fünf Punkten für mich schriftlich zusammengefaßt:

"Erstens: Landprobleme. Der Boden ist so schlecht, daß wir uns nicht von den Ernten ernähren können. Gleichzeitig hat die Regierung seit 1987 uns keine weiteren Flächen – von den Landowners – für eine Ausweitung unserer Gärten zur Verfügung gestellt. Der einen Kilometer breite Streifen entlang der Straße reicht nicht für unsere Selbstversorgung.

Zweitens: Unternehmerische Aktivitäten. Die versprochenen Joint Ventures mit den Locals können aus zwei Gründen niemals Erfolg haben: Weil die kulturellen Unterschiede und der unterschiedliche Ausbildungsstand zu groß sind und zum anderen, weil wir Flüchtlinge zu wenig Kapital haben.

Drittens: Grundbedürfnisse. Um Dinge wie Seife, Salz, Speiseöl, Kerosin und all die anderen kleinen Sachen zu kaufen, die die meisten menschlichen Wesen zum leben benötigen, müssen wir irgendetwas produzieren oder anbauen, um es verkaufen zu können.

Viertens: Technische Hilfe. Bis 1991 wurden wir lediglich mit Nahrungsmittel versorgt. Weder Regierung noch UNHCR gewährte uns echte technische Hilfe in der Landwirtschaft oder im Aufbau von kleinen Projekten zum Geld verdienen.

Fünftens: Kein Einkommen. Hier in East Awin gibt es bis keine echten unternehmerischen Aktivitäten oder Development. Weil uns zudem die Regierung die Arbeitserlaubnis in Papua-Neuguinea verweigert, haben wir keine Möglichkeit, um Geld zu verdienen."

Yulianus Sapioper, ehemaliges, aktives Mitglied der OPM

"Ich konnte mich nicht frei bewegen, konnte meine Zelle nicht verlassen. Ich mußte meine Notdurft da verrichten, wo ich saß."

Yulianos Sapioper arbeitet schon seit den sechziger Jahren für die OPM. Er berichtet, daß er schon mehrmals vom indonesischen Militär verhaftet worden sei. Man habe ihn gefoltert, geschlagen, doch immer sei er irgendwie wieder freigekommen.

Das letzte Mal wurde der 51jährige vor elf Jahren verhaftet. Von der Sicherheits-Armee, der 17. Division von Jayapura, sagt er. Die Soldaten hätten ihn nach Messpati entführt. Messpati ist eines der geheimen Gefängnisse von Irian Jaya. "Wenn dich jemand nach Messpati bringt, dann heißt das normalerweise, daß sie dich umbringen wollen", erläutert Sapioper. Fünf Tage sei er in einer kleinen Zelle eingesperrt gewesen. "Ich konnte die Zelle nicht verlassen, nicht mal, wenn auf die Toilette mußte", berichtet er. Dann habe ihn eine rivalisierende Gruppe innerhalb der indonesischen Armee befreit. Wieviele Mitgefangene damals in dem Gefängnis saßen kann Sapioper nicht genau sagen. "Vielleicht sechzig", schätzt er. Aber genau könne er es wirklich nicht sagen, weil alle isoliert voneinander gefangen gehalten würden.

In Irian Jaya gibt es mindestens sechs "Foltergefängnisse"

Außer Messpati existieren seiner Erkenntnis nach noch fünf weitere "Geheimen Gefängnisse" in Irian Jaya: Hamadi, Kodak, Waena, Panorama und Ifargunung. Und alle seien bis heute noch "in Gebrauch", sagt er. "Wahrscheinlich gibt es inzwischen sogar noch einige mehr."

Nach dem Gespräch mit Yulianus Sapioper erzählte John Wakum von Nixen, einem jungen West-Papua, der ebenfalls über die Grenze geflohen war. John kannte seine Eltern, weil sie wie er in der Forstverwaltung arbeiteten. "Nixen war bei der OPM gewesen, bevor er nach Papua-Neuguinea floh", sagte John. Schon bald nachdem die Indonesische Regierung herausbekommen habe, daß Nixen in Papua-Neuguinea ist, habe sie den UNHCR aufgefordert, Nixen wieder nach Irian Jaya zurückzuschicken. "Dieser Druck auf die Regierung von Papua-Neuguinea und auf den UNHCR ist üblich", sagt John. Üblich sei auch, daß die in Irian Jaya verbliebenen Verwandten und Eltern unter Druck gesetzt werden, damit sie den Flüchtlingen Briefe schreiben. "Briefe", erläutert John, "in denen die Verwandten flehentlich bitten, man möge wieder zurückkommen."

Auch an Nixen seien solche Briefe geschrieben worden. "Aber er weiß nichts davon, und wir werden ihm auch nichts davon erzählen", sagt John, "Nixen würde nur im Gefängnis landen." Das sei bisher immer so gewesen, wenn einer der OPM-Flüchtlinge nach Hause zurückgekehrt sei.

**Ein nicht namentlich genannter Repräsentant der Befreiungsbewegung OPM
(Organisasi Papua Merdeka)**

"Wir wollen nicht mehr kämpfen. Wir wissen, daß wir nicht mehr gewinnen können."

West-Papua soll endlich wieder auf dem Verhandlungstisch der Vereinten Nationen liegen. Das ist, was die OPM und die restlichen West-Papuas wollen, erklärt mir einer der Repräsentanten der OPM. Er möchte allerdings nicht, sagt er, daß ich seinen Namen nenne, da politische Aktivitäten und vor allem Aktivitäten für die Befreiungsbewegung von der Regierung Papua-Neuguineas aus in East Awin nicht erlaubt seien.

"Seit den 60er Jahren kämpfen wir gegen Indonesien, alles ohne Erfolg", erzählt er, "Unsere Völker werden weiterhin ausgelöscht und vertrieben." Seit 1963 gebe die indonesische Regierung die Bevölkerungszahl der West-Papuas mit rund einer Million an – bis heute. In der gleichen Zeit sei die Bevölkerung im benachbarten Papua-Neuguinea um mindestens eine Million angewachsen. "Warum wohl", fragt mich der OPM-Repräsentant, "warum wohl gab es in Irian Jaya kein Bevölkerungswachstum der West-Papuas."

Die immer noch vorherrschende Politik Indonesiens sei die Auslöschung oder zumindest Zurückdrängung der Urbevölkerung Irian Jayas und auch Ost-Timors, antwortet er sich selbst. Das ganze geschehe außerdem unter dem Deckmantel der "Geburtenkontrolle".

Letzte Hoffnung sind die Vereinten Nationen

Der ganze bewaffnete Kampf der OPM, hätte im Grunde nicht die Situation der West-Papuas verbessert, muß der Repräsentant fast resignierend zugeben. Deshalb habe die OPM nun ihre Strategie geändert und will nun versuchen die öffentliche Meinung der Weltbevölkerung für sich zu gewinnen. Er, die anderen Mitglieder der OPM sowie auch die restlichen Flüchtlinge von East Awin hoffen auf die Vereinten Nationen und auf das von ihnen ausgerufene "Jahr der indigenen Völker der Welt". Um dieses Ziel zu erreichen, so der Repräsentant, haben die beiden Fraktionen der OPM – die eine agiere im Norden, die andere im Süden Irian Jayas – nun einen gemeinsamen Führer gewählt. Außerdem sei die OPM dabei, sich neu zu organisieren.

Das Treffen von Vertretern der Vereinten Nationen am 10. Mai in Port Moresby ist eines der nächsten Zieldaten für die OPM und die Vertreter der West-Papua-Flüchtlinge. Der OPM-Repräsentant hofft, an diesem Tag die ständigen Menschenrechtsverletzungen Indonesiens an den Völkern West-Papuas in der Weltöffentlichkeit irgendwie anklagen zu können. Vor allem das immer noch andauernde Transmigrasi-Programm Indonesiens müsse endlich durch den Druck der Vereinten Nationen gestoppt werden.

"Wir wissen, daß es schwer sein wird, unser Problem vor die Vereinten Nationen zu bringen", sagt der Repräsentant, "aber wenn wir es nicht tun, tut es niemand. Die Völker West-Papuas können nicht mehr länger warten."

3. Teil: (Subjektive) Schlußbemerkung und Dokumente der West-Papuas

Neben den wirklich drängenden medizinischen Problemen, dem Mangel an Medikamenten und Moskitonetzen, spürte ich bei all meinen Gesprächen mit den einzelnen Vertretern der Flüchtlingscamps ein weiteres, nicht minder schwerwiegendes Problem, für das es allerdings keine Pillen gibt: tiefe Hoffnungslosigkeit.

Ihre Lage ist tatsächlich ziemlich hoffnungslos. Und die vergangenen fünf langen Jahre im Camp, in denen nichts geschehen ist, in denen die Flüchtlinge mitansehen mußten, wie Jahr für Jahr stattdessen durch das Transmigrasi-Programm der Indonesischen Regierung (die Ansiedlung von Landlosen aus Java in Irian Jaya) eine Befreiung West-Papuas in immer weitere Ferne rückte, haben ihre Spuren in der Psyche vieler Flüchtlinge hinterlassen.

Während die New Arrivals trotz ihrer momentan schlechteren Situation – sie haben noch keine richtigen Hütten und müssen erst noch ihre Waldgärten anlegen – noch aktive, lebendige Gesprächspartner waren, hatte ich das Gefühl, daß die Flüchtlinge, die schon mehrere Jahre im Camp leben, eher passiv waren und fast weinerlich um Hilfe baten. Obwohl ich bei meinen Gesprächen immer betont hatte, daß ich keinerlei Hilfe geben und auch nicht versprechen kann und daß ich nur da bin, um zu registrieren und zu berichten, vermittelten mir die West-Papuas das Gefühl, ihr letzter Rettungsanker zu sein; der lang erwartete Messias – aus dem fernen reichen Deutschland – der sich endlich ihrer Probleme annimmt.

Bei den neuen Flüchtlingen war das anders. Statt mich – mit Worten oder mit ihren Augen – um Hilfe zu beten, erzählten sie mit anklagenden Blicken davon, weshalb sie aus Irian Jaya geflohen sind. Jetzt im nachhinein erscheint mir dieses Verhalten auch schlüssig, da die Flucht und die Angst vor den indonesischen Soldaten bei den Neuankömmlingen erst wenige Monate zurück lag und naturgemäß noch stärker im Bewußtsein war, als die Angst, Morgen kein Dosenfisch und kein Reis mehr vom UNHCR zu bekommen.

Eines nachts – es war genau genommen die Nacht, bevor mich der Camp Administrator plötzlich aus dem Lager verbannte – habe ich mit John Wakum über dieses psychologische Problem gesprochen, und ich sagte, daß wenn die Flüchtlinge eine echte Verbesserung ihrer Situation erreichen möchten, sie sich im klaren darüber sein müßten, was sie wollen. Wollen sie Dosenfisch und Reis? Oder wollen sie endlich als echte politische Flüchtlinge anerkannt sein. Sind sie aus Irian Jaya geflohen, weil sie Dosenfisch und Reis wollten oder weil sie sich

für ein freies West-Papua eingesetzt und noch einsetzen? John Wakum antwortete auf diese Fragen mit einem Lachen. Dann sagte er: "Genau das ist unser Problem. Ich glaube, manche haben tatsächlich vergessen, warum sie hier sind."

Etwa vier Wochen nachdem ich East Awin verlassen hatte, wurde **John Wakum** nach einer Demonstration im Camp verhaftet und in ein Gefängnis Papua-Neuguineas gesteckt.

Anmerkung der Redaktion:

Nach Angaben des UNHCR in Genf von Anfang März ist die Entscheidung über eine Verringerung des Engagements der UN-Behörde in Papua-Neuguinea noch nicht gefallen. Erwartet wird aber, daß das Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen (UNDP) einen Großteil der Aufgaben des Hochkommissars übernehmen wird, wobei das Flüchtlingsbüro wenn auch mit verringertem Personal im Land weiter präsent sein wird.

Kortehoevenweg 109,
4126 Lexmond, Holland
Tel. 03474 -1522

Mr. Norbert Suchanek,
8000 München,
Elfriedenstraat 35.

February 4, 1993

Dear Mr. Suchanek,

First of all, I thank you very much for your nice letter I have just received this morning. I thank you very much for the quick answer from your side. I have read your letter with full attention. Of course I will pay the photos for the price you mentioned in your letter: 1 DM for each slide.

Furthermore I would like to inform you about the latest situation of Mr. John Wakum, one of the camplader at the refugeecamp in Kiunga, PNG. He was arrested at the the ref. camp because he has organized a demonstration to protest the bad situation at the ref camps. He has been detained by the police and now he is in custody in Kiunga. The government of PNG has threatened to deport mr. John Wakum to Irian Jaya. We have received a phone call from Port Moresby and now we are doing everything possible to avoid this. Of course at this very moment they need money to pay a lawyer for defending Mr. Wakum in the court. Some Papuan organisation and Hapin are collecting money for this case.

Mr. Wakum was arrested while the demonstration itself was without any force by the refugees. But the new 'big boss' of the Local UNHCR Office at the ref: camp has called the police to arrest the leaders of this peaceful demonstration, Mr. John Wakum and Rev. Karel Waromi.

I inform you about this latest situation because you mentioned in ypour letter about your good contact with John Wakum during your one week stay at the ref. camps, hoping you might do something as well to help these people.

Mr. C. Kati, the local chief of the UNHCR for the refugees in Kiunga, has been replaced by a new officer from Port Moresby.

This is what I want to inform you for this time, hoping to be continued the next time.

With best regards,

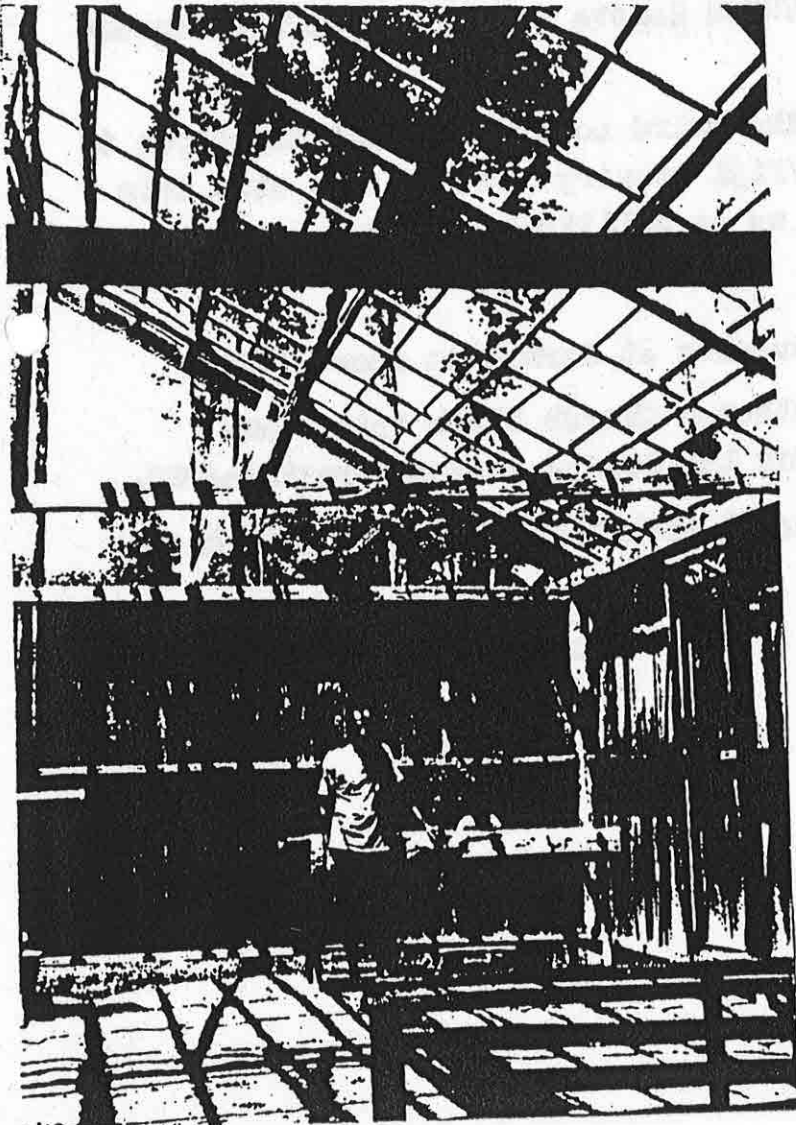
L.M.B. Philippi.

" D E C L A R A T I O N " .

12 DECEMBER 1992

" WE ARE ALL THE WEST PAPUAN PEOPLE AS KRISTEN PEOPLE, WE WILL US
FULL INDEPENDENT FOR WEST PAPUAN PEOPLE ALONG THE CHURCH OF CHRIST
BUT IN THE CHURCH OF CHRIST IS JUSTICE, PEACE, LOVE AND DEVELOPMENT
WITH WICH OTHER PEOPLE IN ALL THE WORLD."

LUTHERAN CHURCH
AT BLACK WATER CAMP.



LUTHERAN CHURCH AT BLACK WATER CAMP.

To Lutheran Churches
at German.-

12 December 1992.

Re : Request for Social Support
and Applying for Political Asylum
in the Third Country.

For the People of Lutheran Church at Black water camp as follow :

I. SOCIAL SUPPORT. FOR US IN THE CAMP.

1. Good Foods, 2. Clothing, 3. House hold for kitchen, 4. Financial support for cattle - breeding (hen, chicken), 5. Medicine, 6. Religion/Spiritual work, 7. Education, 8. Labour.

II. APPLYING FOR POLITICAL ASYLUM IN THE THIRD COUNTRY.

Applying for Political Asylum in the Third Country already to be UNHCR Representative at Port Moresby/PNG on 11 April 1990 and to Oikoumene World Council of Churches at Geneva, letter date on 26 February 1991 so that we not to scruple with this problem to make arrive to Lutheran Churches at German to provide to Oikoumene World Council of Churches Geneva, UN Human Right at Geneva, UNHCR Geneva 2 Depot, UNHCR, Representative Port Moresby/PNG.

Applying for political asylum in the third country we will direction to 1. German country and 2. Suva/Fiji country in Pacific, when this country not to scruple to approve we as political asylum.

The followers names are enclosed.

We waiting answer from Lutheran Churches at German in short time.

Our adress : Zeth Asikasan, C/- Lutheran Church Black water camp
via Iowara camp P.O.Box 151 Kiunga Western Province/PNG.

At last perhaps Jesus Christ to assist with this problem and to bless us all.-

copy in the rear.

Most Sincerely yours,


ZETH ASIKASAU.

Central Committee Relocation Camp
Iowara/East Awin
P.O.Box 151
KIUNGA/E.P.
Papua New Guinea

8/12/92.

Dear sir,

Subject: Request your financial assistance

I, Ignace Ariak- chairman of central committee Iowara, East Awin on behalf of my people settling at refugee camp from Black Wara camp to Kuyu camp, take this opportunity to inform you of your visited at Iowara camp on Tuesday/8-12-1992.

1. LAND PROBLEMS:

- i) Poor soil quality resulting in poor harvest thus not enough to feed on.
- ii) Government has not purchase land since our occupation in 1987 forcing landowners to restrict us from doing extensive gardening on their land.
- iii) Despite the land been purchase by the Government in July 1991, etc. Roadcorridors and 1 km on both sides of the road within the settlements area, the land is still not enough for subsistances type of gardening activities to support us.

2. JOINT BUSINESS ACTIVITIES:

- i) Proposed joint business ventures with local people will not succeed because of different cultural background with different class of people amongst other parties.
- ii) We refugees do not have the cash capital of buy shares in disagreements over ownership of the company (group assets)

3. DOMESTIC NEEDS:

Surplus garden produces are marketed to earn a little cash to help provide our other needs such as soap, salt, cooking oil, kerosene and so forths just like anyother human being.

4. TECHNICALSUPPORT:

Since 1987 up untill 1990 has been feeding us only and have not teach us to support ourselves etc; no technical persons to help us in agriculture and livestock activities or a business development adviser for business projects.

5. NO CASH INCOME:

There is no big business or mayor Development activity here in Iowara as a result there is no cash income flowing in this area. We refugee are prohibited by the Government to find job employment, thus we have no courcer of income to support ourselves with our other domestic needs.

CONCLUSION:

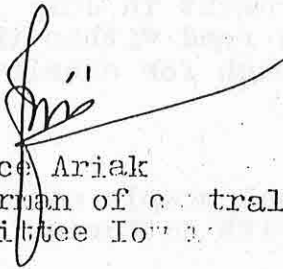
Because of above reasons, we request you to help us to talk with your organisation and your government to asisst us with some funds for our timebeing here in Papua NewGuinea Refugee camp at Iowara because:

.....

i) The landowners are still complain for their land compensation so they did not allowed us to run the IFV- truck which we bought with the money dnated by CEBEMO- HOLLAND.
(see attached letter:)

ii) In relation to problems Irian Jaya(West Papua) we requested for assistance from our organisation and Government voluntary funds for Indigenous populations to attending our ~~xxxx~~ issue or lobbying the next year of the United Nations Secretary General Assembly .

Yours sincerely



Iruce Ariak
chairman of central
committee Iora

RE
OUR LIVES TODAY AND TOMORROW

A major changing on the refugees policy is expected to be endorsed soon in due time by the Cabinet of the Government of Papua New Guinea.

An official statement was made by a senior officer from the Provincial Affairs Department, Mr. Diambo in his recent short visit in the refugees camps. He said refugees whom have been here for 8 years are qualify be granted residency in PNG. This policy should have completed to be worked out by 1994. That would enable to every person to find job in the country. For the UNHCR is withdrawing all its assistance from the camp.

At this point we would say the world situation is currently deteriorating to the point where UN may be fighting ~~large peace~~ a very big war in Europe very shortly. They are currently fielding large peace keeping forces there and are caring for millions of refugees from Bosnia and other countries in Eastern Europe. And what about 4000 West Papuan refugees whom are residing in Iowara Relocation Camp, East Awin, PNG? And 4000 more whom live outside the camp in Western Province near the border. It is really very small number, but the FACT is refugees are there. They are as equal as many others all around the world. Yet the fact is the West Papuan refugees have been suffering for years because nothing has been received from the world particularly the rich countries. They have not kept an eye on West Papuan Refugees, whether the refugees in small number or big one they are equal in accordance with the Conventions for Refugees. The legal instruments as such protecting the rights and the interests of the refugees have been meaningless for us.

We can be sure that that happens due to the Government policies on refugees. In view of that the Government keeps on getting rid of outsider to cope with refugees so far. But the situation is told would be changed in the near future. That would be "a door of hope" that gives great chance to welcome any voluntary organizations to give hand to us in provision of social aid.

During more than 8 years we have been indeed in a retrogressive step in comparing with many other refugees. For we are seeking for help comes from anywhere is really welcome and appreciated gratefully.

As we have to appreciate that HAPIN is willing to help us by sending in a journalist who is now in our midst providing informations for HAPIN.

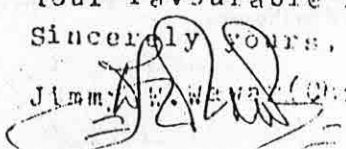
Academics Group of West Papuan Refugees in
Iowara Relocation Camp (PNG).

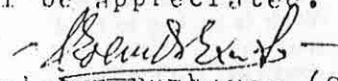
Academics Group was set up on December 5, 1992 seeking sponsorship for education extension and specialized training in respective skills. This was initiated by educated people who consist of inmate students from low and higher education, and tertiary. Most are inmate Cenderawasih University students were in favour of forming this group named "Academic Group of West Papuan Refugees in Iowara Relocation Camp (ENG)". The group cannot do more than that in the first place unless the provisional of Registration is granted. Registration fees covering expenses which amounted K1,500-00 (One thousand and five hundred kina). That amount is specified :

- Ticket to and from Port Moresby	K400-00
- Registration fees	K500-00
- Accomodation fees for two weeks	K600-00
Total Amount	- _____ K1.500

Your favourable response will be appreciated.

Sincerely yours,


James W. Wawa (Chairman)


Auloran Rumbowas (Secretary)

MYSTERIOUS DEATH OF SWEDE JOURNO

4-6-92.

Coroners inquest later this month

The Times
of P.N.S.

by HARLYNE JOKU

MEDIA REPORTS in Sweden, Europe, reveal that a Swedish man found dead in Kiunga, Western province, on April 29 was a documentary film maker and journalist Per-Ove Carlsson.

Three main Swedish dailies, *Dagens Nyheter*, *Aftonbladet* and *IDAG* said Carlsson was working on a documentary film about the Free West Papua Movement, OPM (*Operasi Papua Merdeka*) when he died. The newspapers said PNG police believe Carlsson committed suicide. His family and colleague Mats Brolin, a Stockholm journalist, however, reject the explanation.

His brother Paul Carlsson told the media that Per-Ove had in his possession very sensitive material and planned to send video cassettes he had filmed out by courier.

Paul said his brother had succeeded in making contact with the OPM. A few days before his death, he was filming a refugee camp. It is not known whether or not he had sent the tapes out of PNG.

Carlsson was found dead by Kiunga police on the morning of April 29 at the home of a community school teacher at Monfort Mission station.

Police reported that there were no tapes in Carlsson's room although his other personal belongings including his passport, money and credit cards were untouched. His throat was slashed and he was lying in a pool of blood beside a knife.

The nature of his death is mysterious. Kiunga police are still trying to establish whether it was murder or suicide.

According to Fly Provincial Police Commander Mr Talang, on April 28, the night of Carlsson's death, the family that accommodated him did not hear unusual screams or struggling. They were shocked to find Carlsson lying in a pool of blood the next morning.

Mr Taiang said there was no information on Carlsson's passport that identified him as a journalist or film maker. Mr Talang said Carlsson entered PNG under a tourist visa which was stamped in Vanimo on April 25. He said Carlsson had travelled into PNG through Jayapura in West Irian to Vanimo, then to Goroka, Port Moresby,

Daru and then Kiunga.

Mr Taiang said when Carlsson arrived in Kiunga he visited a settlement nearby called Michael Kona and wanted to spend the night there, but villagers thought their standards didn't suit him. They asked a Buka man who is married to a lady from the settlement to arrange for Carlsson to be accommodated with his friends at Monfort Community School. He died in their home.

Mr Talang said a coroner's inquest would be held in Port Moresby towards the end of this month. However, he said the community in the vicinity of Kiunga have not given any further information on the incident.

Carlsson's colleague Mats Brolin does not believe the suicide version.

"It's absolutely out of the question. I spoke to him by phone only a few hours before he died; he was afraid that his phone was being tapped by PNG police and he was being followed," Mr Brolin said.

Mr Brolin also said that Carlsson was monitored

by Indonesian agents during his work.

Carlsson and Brokin have made many documentaries together. Brokin said all the time Carlsson was in PNG he kept in contact with Brolin.

Spokesman at the Swedish Foreign Ministry, Claes Jemanes said that the final report on Carlsson's death has not been received from the local police. "Until then we cannot have any opinion on what happened," he said.

Another Swedish peace scholar said it was not in the best interests of both Jakarta and Port Moresby to prevent information about West Papua reaching the outside world.

Jacob Prai, former commander of OPM deported from PNG and now residing in Sweden, said he was convinced Carlsson was the victim of political assassination. He said the Indonesian intelligence collaborate closely with their colleagues in PNG and have secret bases along the border.

Prai said foreign journalists have been refused access to West Papua since 1968 but the Indonesian authorities had never gone to the lengths of killing a journalist.

"It is extremely dangerous for foreign journalists to visit West Papua. There are many eyes and ears."

Meanwhile the Committee to Protect Journalists based in New York is trying to find out more about the death of Per-Ove Carlsson.

They also know that Carlsson had travelled to Kiunga to make a film about West Papua and OPM and that his family and friends reject the notion of suicide.

Thursday June 4, 1992 page 5

Reports of Indonesian attack on OPM camp

by BARBARA TOMI

INDONESIAN troops are reported to have crossed five kilometres into the PNG side of the border in the early hours of dawn last Sunday and destroyed an OPM camp about three kilometres north west of Wutung village in Sandaun.

Sources in Wutung reported that about 30 fully armed Indonesian soldiers opened fire on ten OPM men based at the camp. A confrontation then followed resulting in the death of one of the rebels.

Two rebels were also seriously injured and are receiving medical attention at the Vanimo General Hospital. They surrendered to Wutung villagers immediately after the incident. The sources could not disclose details of casualties received by the Indonesian military during the encounter.

The two rebels were found bleeding heavily amongst coconut trees at Wutung village by several children who alerted the village people who then drove the men to the hospital.

Eyewitnesses saw thick smoke from the OPM camp which was burnt by the Indonesian troops. They believe the two men were left under the trees by the surviving rebels.

Vanimo Police have named the two injured men as Joshua Malo and Carlos Kosana both of Irian Jaya. It is understood that Vanimo police will be preparing appropriate charges against the men.

Meanwhile, Sandaun premier Egbert Yalu has sent an urgent request to the Police Minister Mathias Ijape and Police Commissioner Ila Geno for an immediate deployment of additional police manpower.

Since the raid took place on Sunday, villagers within the vicinity of the area have been under constant fear of further raids by the Indonesian military and the situation is reported to be tense.

PNG Defence Force soldiers stationed in Vanimo have cleared the area and retrieved the body of the rebel, killed in the clash. Two truck loads of PNGDF soldiers and a truckload of policemen have been deployed to the area.